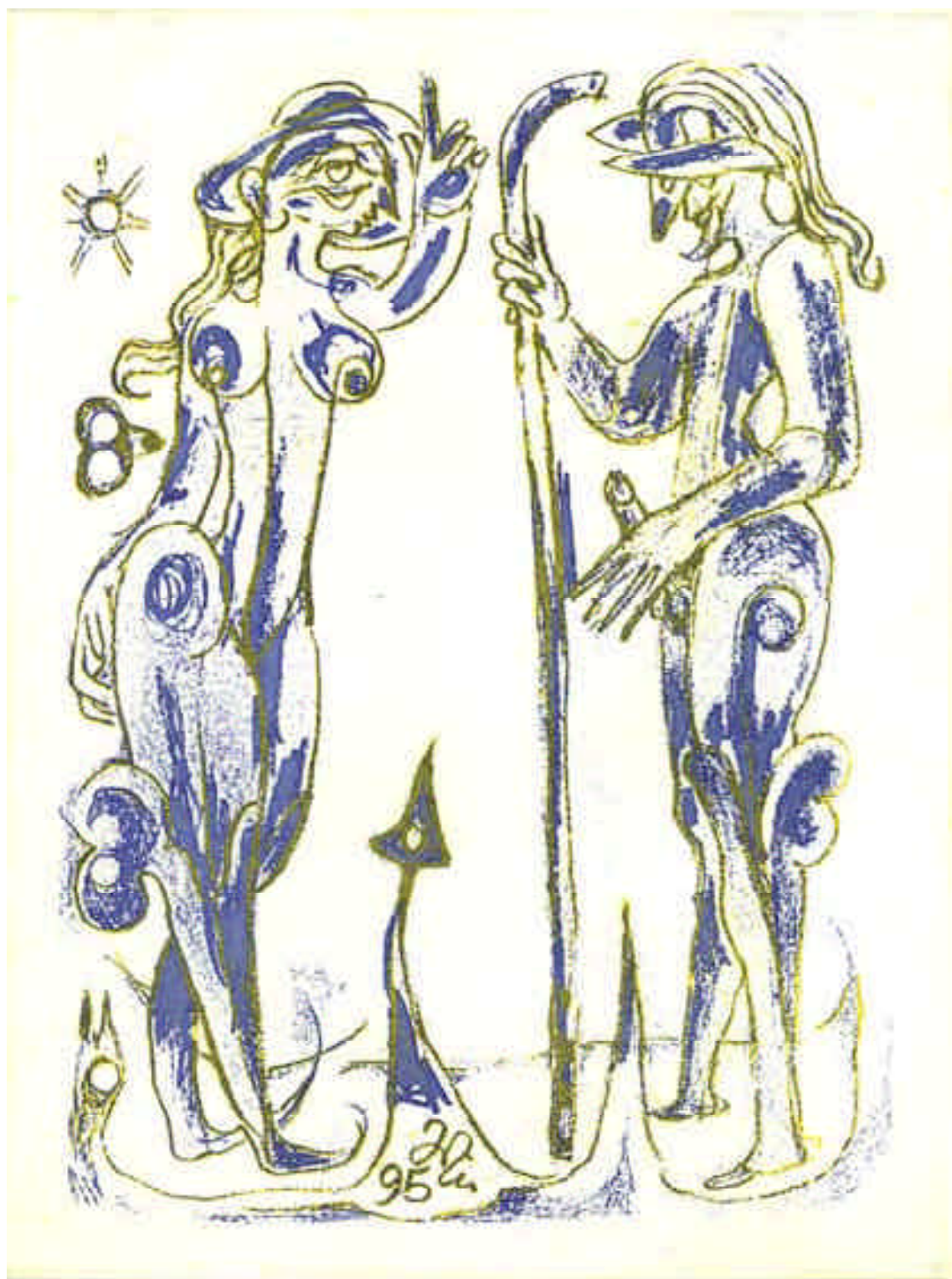




• Die Leidenschaft ist die Vernunft,



Holger Ricker

Woldemar Winkler

Die Leidenschaft ist die Vernunft

mit Texten der Surrealistinnen Leonora Carrington
Jana Krejcarová
Annie Le Brun
Joyce Mansour
Unica Zürn

EDITION MALDOROR – MIIM

Monsieur Cyril de Guindre

Blumen und Frauen – wo ist da ein Unterschied? Ihre Natur und der verführerische Duft ihrer geheimen, fruchtbaren Kerne lassen nicht nur Auge und Nase erzittern. Wie sollte man sich schämen, ihren beglückenden Ausstrahlungen immer wieder aufs neue zu erliegen, sich immer wieder aufs neue schöpferisch zu ergießen: Der begehrlische Reiz unserer fleischlichen Existenz ist das Mittel, über die Sinnlichkeit der Sinne zu Möglichkeiten zu gelangen, dergestalt aktivierte Kräfte in künstlerische Schöpfungen zu transponieren und uns wiederzufinden in neuen Geburten. Doch bei aller schönen Lüsterheit ist das Verblühen gewiß, und die Schatten des Todes sind gegenwärtig.

Woldemar Winkler (1987)

Eines schwül-warmen Frühlingsnachmittags ruhte Monsieur Cyril de Guindre anmutig auf seinem gletscherblauen Kanafee. Mit Gebärden wie denen einer müden Schlange spielte er mit seiner Katze. Trotz seines Alters war Monsieur de Guindre ein schöner Mann. „Sein Gesicht ist eine Albinorchidee“, pflegte sein enger Freund Thibaut zu sagen, „sein gefräßiger, veilchenblauer Mund ist eine giftige, mondinsektförmige Ragwurz, und was für ein seltenes Tier besitzt ein Fell, das seinen Haaren gleicht?“ Monsieur de Guindre stieß inmitten seiner Aureole aus Parfum einen Seufzer aus, er dachte an Thibaut, denn der ließ bereits eine halbe Stunde mit dem Tee auf sich warten.

Das Grün des Gartens war so intensiv, daß er sich eine Hand vor die Augen hielt.

„Dein Blick ermüdet mich genauso wie der Garten“, sagte er zu der Katze. „Mach’ die Augen zu.“

Er bemerkte Thibaut nicht, der mit einem Strauß Moosröschen in der Hand geräuschlos ins Zimmer getreten war. Thibaut, der erheblich jünger war als Cyril de Guindre, hatte eine Haut, die so goldfarben war wie ein in einem vorzüglichen alten Likör konservierter Kinderleichnam. Er trug einen eleganten, forellenfleischfarbenen Morgenmantel. Das Gesicht, das er hinter den Rosen verbarg, war vor Zorn totenblaß.

„Aha, Thibaut“, sagte Cyril mit matter Stimme, „was hast du den ganzen Nachmittag getrieben, daß du mich derart war-

ten läßt? Du weißt doch ganz genau, daß ich den Tee um fünf Uhr nehme ... wie jedermann übrigens.“

Thibaut schleuderte die Rosen auf die Katze, die fauchend aufsprang, Cyril in den Oberschenkel kratzte und Thibaut mit feindseligen grünen Augen zwischen den Blumen hindurch anstarrte. (Katzen mochten Thibaut nicht.)

„Überdies“, fuhr Cyril fort, indem er seine Katze von den Rosen befreite, „wollte ich gern ein wichtiges Projekt mit dir besprechen ... aber da du die Natur meiner Gesellschaft vorziehst, zögere ich, dir meine Überlegungen mitzuteilen.“

Thibaut zuckte die Achseln.

„Erkläre mir“, entgegnete er, „wie es kommt, daß der Garten von Nymphen befallen ist.“

Seine Stimme klang wie ein wütendes Zischen.

„Von Nymphen?“ fragte Cyril. „Wo hast du denn Nymphen gesehen?“ Die Hand, die auf seiner Brust einen Zipfel des Spitzensaums zurechtzupfte, zitterte ein wenig, aber um seine veilchenblauen Lippen spielte ein gewinnendes Lächeln.

„Ich habe am See ein junges Mädchen gesehen“, brach es aus Thibaut hervor. „Wer ist das?“

Cyril dachte einige Sekunden lang mit geschlossenen Augen nach; dabei streichelte er unausgesetzt seine Katze.

„Läute nach einer Flasche Champagner, kleiner Thibaut. Ich werde es dir erklären.“ Widerwillig folgte Thibaut dem Befehl.

„Zunächst einmal“, sagte Cyril, als er ein mit Champagner gefülltes Kristallglas in der Hand hielt, „zunächst einmal sag' mir, ob dieses junge Mädchen hübsch war.“

„Ich habe sie kaum gesehen“, erwiderte Thibaut mit verstörtem Blick. „Wieso interessiert dich das?“

„Es interessiert mich, mein kleiner Thibaut, weil dieses junge Mädchen wahrscheinlich eine nahe Verwandte von mir ist, vielleicht sogar meine Tochter.“ Thibauts Mund verzog sich rings um die Zigarette, die er gerade rauchte, zu einem schmerzlichen Lächeln, und seine Finger krallten sich in den Sessel, in dem er saß.

„Tatsächlich?“

„Ja, vor zwanzig Jahren habe ich die Geschmacklosigkeit begangen, mir eine Frau zu nehmen, die ich dann übrigens auch geheiratet habe. Sie war eine Nervensäge, eine Person fernab der zivilisierten Sitten, mit einem unerquicklichen Mangel an Taktgefühl behaftet. Mit dieser Eigenart, die ihr grundlegender Wesenszug war, wurde sie im sechsten Jahr unserer Ehe schwanger. Ihr plumpes Äußeres in den neun Monaten ihrer

Trächtigkeit machte mich sehr krank, und nach der Geburt ihrer Tochter, mein lieber Thibaut, mußte ich mehrere Wochen lang das Bett hüten. Ich habe sehr an unangenehmen Halluzinationen gelitten, bei denen ich mir einbildete, ich sei selbst in anderen Umständen ... Erst die Massagen eines Chinesen namens Wang To halfen mir wieder auf die Beine.“

„Und dann?“ fragte Thibaut mit tonloser Stimme.

„Dann“, sagte Cyril, nachdem er sich die Lippen mit Champagner benetzt hatte, „bildete ich mir ein, ich hätte ein Verhältnis mit einer Sirene, die mich fortwährend mit ihrem schweren, schlaffen Schwanz streichelte und dabei den Schlafrock aus rosafarbenem Samt naß machte, den ich damals zu tragen pflegte ...“

Thibaut unterbrach ihn mit einer ungehaltenen Handbewegung:

„Ich möchte keine Einzelheiten über deinen seelischen Zustand hören, sondern will wissen, wie es mit dieser häuslichen Romanze weiterging.“

„Davon wollte ich gerade sprechen“, erwiderte Cyril und seufzte leise. „Meine Frau hat nie wieder zu ihrem normalen Geisteszustand zurückgefunden ... Zur Zeit befindet sie sich in einer Nervenheilanstalt, einer sehr komfortablen übrigens. Sie leidet an merkwürdigen Halluzinationen und ist von einer beklagenswerten geistigen Beschränktheit. Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen.“

Auf Thibauts Gesicht spiegelte sich unsäglicher Ekel, und er schwankte hin und her wie ein Betrunkener. „Bezaubernd, ganz bezaubernd“, murmelte er mit trockenen Lippen.

„Und das ... Mädchen?“

„Ich habe sie bei den Purpurnen Schwestern im Kloster vom Heiligen Grab in Pflege gegeben. Diese trefflichen Nonnen übernahmen die geistliche und weltliche Erziehung des kleinen Mädchens, das aufgrund eines launischen Einfalls seiner Mutter den Namen Panthilde erhalten hatte. So, mein liebster kleiner Thibaut, jetzt weißt du genauso viel über mein Leben wie ich selbst.“

Thibaut stand auf und sagte, davon müsse er sich erst einmal erholen. Er war sehr blaß.

„Panthilde“, murmelte Cyril de Guindre, „was soll ich anfangen, wenn du häßlich bist? Dann werde ich dich diskret in den smaragdgrünen Wassern meines Sees verschwinden lassen, denn Häßlichkeit ertrage ich nicht. Sie müßte jetzt vierzehn sein,

ein kritisches Alter ... Hoffentlich ähnelt sie nicht ihrer Mutter. Was für eine Katastrophe, was soll ich bloß mit einer Tochter?“ Er läutete nach dem Hausdiener, einem aufgedunsenen jungen Mann, der aussah wie ein schönes, molliges Hühnchen, das gerade lange genug in einer aromatischen Brühe gelegen hat und genau gar ist. Er hieß Dominique und hatte die Stimme und die Gestik eines Jesuiten.

„Monsieur?“ murmelte er und zupfte die Kissen hinter Cyrils Kopf zurecht.

„Dominique, meine Heilige Fettpflanze“, sprach Cyril ihn an, „hast du, als du noch Laienbruder bei den Jesuiten warst, jemals etwas von den Kleinen Purpurnen Schwestern im Kloster vom Heiligen Grab gehört?“

Dominique blickte mit milchigen Augen zu Boden.

„Es gab da den Abbé, Monsieur“, sagte er, „der sich von Zeit zu Zeit zu den Schwestern begab, um die Messe zu lesen und ihnen die Beichte abzunehmen ...“

„Aha. Und wie äußerte er sich über sie?“

„Bruder Coriolan, der zugegen war, wenn Monsieur l'Abbé sein Bad nahm, hat mir erzählt, Monsieur l'Abbé sei nach seinen Besuchen im Kloster vom Heiligen Grab stets voller Elan gewesen. Am Tag, bevor er dorthin ging, parfümierte er sich immer mit Bittermandeln. Ich erlaube mir hinzuzufügen, daß Monsieur l'Abbé die süßen oder angenehmen Seiten des Lebens sehr wohl zu genießen wußte.“

„Dominique, bereiten Sie mir mein Bad mit Rosenwasser vor. Heute abend werde ich mich mit pfauengrünem Puder schminken. Danach gehen Sie hinaus in den Garten und suchen mir das junge Mädchen; es spielt in der Nähe des Sees.“

Obgleich Dominique bei den Worten seines Herrn eine gewisse Verwunderung empfand, ließ er sich nichts davon anmerken; er neigte den Kopf und zog sich im Rückwärtsgang aus dem Zimmer zurück.

„Leg' mein Angorakleid zurecht“, rief ihm Cyril mit geschlossenen Augen nach, „und die gestreiften Papststrümpfe.“

Das i-Tüpfelchen an Cyril de Guindres Toilette waren einige Tropfen Opiumessenz, die er sich hinter die Ohren tupfte. Befriedigt betrachtete er sein Abbild im Spiegel. Wahrhaftig, er hatte wunderschöne Ohren, zart wie zwei kleine Geranienblätter. Er neigte sich zum Spiegel und küßte sein Abbild auf die Lippen; der zurückbleibende Abdruck war purpurrot, und seine Form war die eines fliegenden Vogels.



„Kostbare Mumie“, murmelte er und lachte. „Warum solltest du dich nicht amüsieren?“

Langsam schritt er die Marmortreppe hinab, gefolgt von der Katze, die ihren Schwanz in die Luft reckte wie eine Feder.

Panthilde stand in der Mitte des Salons. Sie blickten sich wortlos an. Cyril sah ein vierzehnjähriges Mädchen vor sich, das als Klosterschülerin gekleidet war. Ihr Gewand bestand aus schwarzem, steifem Stoff und einer weißen Halskrause. Ihre langen, dünnen Beine steckten in ebenfalls schwarzen, dicken Wollstrümpfen. Ein Strohhut verbarg ihr Gesicht. Ihre sehr langen, bläulich schimmernden schwarzen Haare waren züchtig zu zwei Zöpfen zusammengeflochten, die bis auf wenige Zentimeter bis zum Boden reichten.

Nach einigen Sekunden des Schweigens trat Cyril auf sie zu und nahm ihr vorsichtig den Hut ab; er war verblüfft über ihre perverse Schönheit – sie ähnelte ihm sehr.

„Panthilde“, sagte er schließlich, „erkennst du deinen Vater nicht?“

Sie sah ihn zerstreut an und schüttelte den Kopf:

„Nein, Monsieur, ich kenne Sie nicht.“

Cyril bemerkte, daß ein ihm vertrauter, aber alles andere als angenehmer Geruch im Zimmer hing. Er überlegte, woher dieser Geruch wohl kommen mochte, und stellte erstaunt fest, daß es ein Ammoniakgeruch war, den er aus seinen Ställen kannte: Es roch nach Pferdeurin. Je näher er auf seine Tochter zutrat, desto stärker wurde der Geruch. Er dachte an Pferde, was er sonst nie tat, und vergaß darüber beinahe, daß Panthilde vor ihm stand. Er glaubte, mehrere Pferde im Zimmer zu sehen, die dicht an ihm vorbeiliefen und ihn mit ihren großen, irren Augen ansahen.

„Seit wann bist du schon bei mir?“ fragte er mit ungeheurer Anstrengung. Er war verärgert, denn er meinte, um Panthildes Mund ein leichtes Lächeln entdeckt zu haben, das aber sofort wieder erstarb.

„Ich weiß nicht, Monsieur ... Mir scheint, ich bin schon eine ganze Weile hier. Ich werde von Monsieur l'Abbé unterrichtet, der jeden Tag herkommt.“

Cyril fühlte sich so erschöpft, daß er sich auf das Kanapee legte. Er zündete sich eine Zigarette an, eine sehr teure, mit Myrrhe parfümierte Marke. Der Pferdegeruch benahm ihm den Atem. Wenig später schlief er ein, ohne aber gänzlich sein Wachbewußtsein zu verlieren. Er hatte das Gefühl, Panthilde säße dicht neben ihm und sänge mit hoher Kinderstimme:

*Daddy don't cry I'll buy
A dolly in a coach one day!*

(Wein' nicht, Papa, in einigen Tagen
Kauf' ich ein Püppchen mit Kinderwagen.)

Durch eine Wolke von Schlaf hindurch sah er, wie Panthilde einen kleinen Napf aus ihrer Tasche zog. Sie tauchte ihre Lippen in den schwarzen, klebrigen Inhalt des Töpfchens und schob dann ihr Gesicht ganz nahe an das seinige. Ihre Lippen waren schwarz und glänzend wie der Rücken eines Skarabäus. Da fühlte er sich gegen seinen Willen gezwungen, von den Lippen zu kosten. Er öffnete den Mund und machte eine Bewegung in ihre Richtung, doch sie zog lachend den Kopf zurück. Er zitterte vor Entsetzen und Verlangen.

„Papa will den Lenz“, sagte Panthilde spöttisch. „Papa will den Lenz, Papa will den Lenz ...“

Sie begann, den monotonen Rhythmus dieser Worte singend zu skandieren: „Papa will den Lenz ...“

Cyril schlief ein.

Als er erwachte, lag der Blick Thibauts auf ihm. Er trug einen eng anliegenden Anzug, der sich um seinen Körper spannte wie eine zweite Haut. Das Kleidungsstück war aus feinem, wolligem Tuch geschnitten, das die Farbe reifer Pfirsiche hatte und kapriziös mit verschiedenfarbenen Bändern bestickt war, die sich in verwirrenden Windungen um seine Gliedmaßen schlangen. Seine Hände steckten in karmesinroten Fellhandschuhen. „Allmächtiger!“ entfuhr es Cyril bei diesem Anblick. „Ist es schon Zeit zum Dinner?“

Wie gewöhnlich wurde das Abendessen auf der Terrasse mit den Trauerweiden serviert. Cyril, auf der anderen Seite eines kupfernen, mohnblumenförmigen Tisches Thibaut gegenüber sitzend, gab sich inmitten der Düfte aus Garten und Küche seinen Träumen hin. Er hatte müde Augen. Dominique, auf leisen Sohlen um den Tisch herumstreichend, trug allerlei delikate Gerichte auf, zunächst ein rundes, fettes, geradezu obszön wohlschmeckendes Hühnchen, das mit einer Füllung aus Drosselhirn und Drosselleber, aus Trüffeln, aus zerstoßenen Süßmandeln und aus Rosenkonfitüre mit etlichen Tropfen eines himmlisch mundenden Likörs veredelt war. Dieses Hühnchen, das drei Tage lang gerupft, aber noch lebendig in Honig gelegen hatte, war zum Schluß durch Dünsten in den Dämpfen von kochendem Patschuli getötet worden. Sein Fleisch war cremig und zart wie ein frisch gepflückter Pilz.

Auf eine kalte Spargelcremesuppe sowie Austern in Sahne folgte eine ganze Prozession seltsamer und sehr leckerer Kuchen, die allesamt weiß und dennoch so unterschiedlich waren wie die verschiedenen Tierarten im zoologischen Garten. Cyril und Thibaut probierten von allen, dabei plauderten sie hin und wieder ein wenig oder lauschten der Musik, die ein als Engel gekleideter Knabe vortrug.

Thibaut sprach von einem Anzug, den er sich anfertigen lassen wollte:

„Das wird kaum ein Ausgehanzug sein“, sagte er. „Eher etwas für die intime Atmosphäre des Boudoirs ... für einen Tee zu zweit. Die Hose aus dem Fell ich weiß nicht welchen Tiers wird von einem ins Zartrose spielenden Beige und dazu sehr fein in einer dunkleren Farbe gestreift sein; sie wird in Form und Material an die Beinbehaarung einer Perserkatze erinnern. Die Hemdbrust könnte sehr gut blaßgrün getönt sein wie die Federn eines sterbenden Eisvogels, sollte aber zur Hälfte von einem stahlblauen Jackett verdeckt werden, das glänzen müßte wie die Schuppen eines Fisches ... Was hältst du davon?“

„Hinreißen“, erwiderte Cyril, der an einer Frucht knabberte, „aber ich würde die Hemdbrust eher aus Samt und in einem grünen, ins Ockerfarbene hinüberspielenden Ton, also moosgrün anfertigen lassen ...“ Er brach abrupt ab und fuhr sich mit der Hand an die Stirn: Auf der rosafarbenen Steinwand fielen mit entsetzlicher Wildheit die Schatten zweier Pferde übereinander her.

Dieser lautlose, furchtbare Kampf dauerte nur wenige Sekunden, dann verblaßten die Schatten, und Cyril, der totenbleich geworden war, drehte sich um und sah, daß ein Priester hinter ihm stand.

„Monsieur l'Abbé de Givres“, tönte die Stimme Dominiques. Die Soutane des Abbé de Givres war grau vor Staub und stark von den Motten zerfressen; das Kinn und der glattrasierte Schädel des Geistlichen schimmerten bläulich, von seinem Gesicht, finster und von großer Schönheit, ging ein merkwürdiges fahles Leuchten aus. Als er sich dem Lichtkreis rings um den Tisch näherte, glitzerte seine Haut wie Wasser im Mondlicht. Cyril bemerkte, daß dieser Glanz durch trockene, silbrige Schorfteilchen verursacht wurde, von denen seine Haut bedeckt war. Ihn überkam ein Gefühl der Übelkeit, als der Abbé ihm die Hand entgegenstreckte, die er nicht zurückweisen konnte. Diese Hand, lang und feingliedrig wie die einer Frau, bestand aus einer Substanz, die so trocken war wie die abgestreifte Haut einer Schlange.

„Mein lieber Monsieur de Guindre“, sagte der Abbé mit sanfter Stimme, „was für eine Freude, endlich kennenlernen zu dürfen, was Sie ...“

Er deutete einen imaginären Kreis rings um sich herum an.

„Meine geistlichen Obliegenheiten haben verhindert, daß ich, wie ich es gern getan hätte, zu einem weit früheren Zeitpunkt Ihre Bekanntschaft machen konnte. Immerhin habe ich das immense Vergnügen, bei der Unterweisung von Mademoiselle de Guindre ein klein wenig von Nutzen zu sein.“

Mit einem bezaubernd offenen Lächeln zog er sich einen Stuhl heran und nahm neben Cyril Platz. Die Anwesenheit Thibauts, der ihn wie ein Schlafwandler anstarrte, ignorierte er völlig.

„Dieses schwüle Wetter“, fuhr der Abbé fort und nahm ein sehr großes Stück Anemonenvanillekuchen, „hat eine narkotische Wirkung auf den Geist, nicht wahr, mein lieber de Guindre? Aber Ihr köstlicher Garten ist ja eine wahre Blumenwiege, und wenn ich unter Ihren Mandelbäumen umherpromeniere, geschieht es oft, daß auf geheimnisvollen Wegen ein Tier vor mir davonläuft ...“

„Oft? Gehen Sie denn häufig in meinem Garten spazieren?“ fragte Cyril verwundert. „Sie werden meine Neugierde entschuldigen, aber darf ich Sie fragen, seit wann Sie bereits auf meinem Besitztum ein- und ausgehen?“

„Ja, oft!“ wiederholte der Abbé voller Inbrunst. „Ich kenne jede Blume, jede Pflanze ... jeden Baum. Man darf sagen, der Abbé de Givres ist ein echter Stammbesucher des Guindre-Gartens.“ Er nahm einen Geißblattzweig aus seiner Brusttasche und hielt ihn Cyril unter die Nase, der begierig seinen Duft einsog.

Seine purpurfarbenen Lippen wurden feucht und fast schwarz, als sie die Blüten berührten, sein Orchideengesicht wurde schlaff und bleich vor Lust. Thibaut rührte sich nicht von der Stelle, aber seine Augen blickten kalt und grimmig. Ihm schien, als gleite der Neumond vom Himmel herab und stehe sich zwischen die Blätter der Trauerweiden, um sich schließlich auf dem Kopf des Priesters niederzulassen und ihm seine spitze Sichel in den Schädel zu bohren wie ein Messer in Blauschimmelkäse. Sein Gesicht glitzerte noch stärker.

Panthilde, die gerade aus dem Garten gekommen war, stand ein wenig abseits von den drei Männern. Doch sie beobachtete sie mit tragisch-düsterem Blick. Cyril wußte, daß sie dort stand, denn beharrlich stieg ihm wieder der Ammoniakgeruch in die Nase.

„Panthilde?“ fragte der Abbé und sah dabei Cyril an. „Bist du da?“ Nur mit Mühe verbarg er eine gewisse Unruhe, die aus seiner Stimme klang. „Spielst du nicht mehr draußen im Mondschein?“

Sie rollte mit den Augen und zeigte dabei das Weiße in ihnen, so wie gereizte Pferde es tun; dazu scharrte sie mit dem Fuß. „Komm“, fuhr der Abbé fort, „komm her und sag' deinem Papa Guten Abend.“

Thibaut begann zu zittern und krallte seine Hände um die Tischkante. Panthilde blieb stehen, wo sie stand; sie atmete heftig und sah ängstlich den Abbé an.

„Dieser Geruch!“ stieß Cyril mit gepreßter Stimme hervor. „Ich fühle mich nicht wohl.“

Er wollte aufstehen, doch der Abbé hielt ihn am Arm fest und lachte.

ca. 1937 – 1940

Aus dem Französischen von Heribert Becker

Traurig und deprimiert

Traurig und deprimiert ging ich tief ins Gebirge hinein, wo die Zypressen so spitz waren, daß man sie für Waffen hätte halten können, und wo die Brombeersträucher Dornen so groß wie Krallen hatten. Ich kam zu einem von Kletterpflanzen und Unkraut mit seltsamen Blüten überwucherten Garten. Durch ein breites Tor sah ich ein altes Weiblein, das sich um die wild durcheinander wachsenden Pflanzen kümmerte. Sie war in malvenfarbene Spitze gekleidet und trug einen breiten Hut, der aus einem anderen Jahrhundert zu stammen schien. Dieser mit Pfauenfedern geschmückte Hut saß schief auf ihrem Kopf, und auf allen Seiten standen die Haare heraus. Ich unterbrach meine trübsinnige Wanderung und bat das alte Weiblein um ein Glas Wasser, denn ich war durstig.

„Sie können gern etwas trinken“, sagte sie kokett und steckte sich eine Blume hinter ihr großes Ohr. „Kommen Sie doch in den Garten.“

Mit außergewöhnlicher Behendigkeit sprang sie auf mich zu und nahm mich bei der Hand. Der Garten war voll alter, mehr oder weniger verfallener Tierskulpturen. Alle möglichen Pflanzen vermischten sich in einem üppigen tropischen Wuchern. Das alte Weiblein hüpfte nach rechts und links und pflückte Blumen, die sie mir schließlich um den Hals schlang.

„Sehen Sie, jetzt sind Sie richtig angezogen“, sagte sie und sah mich mit zur Seite geneigtem Kopf an. „Leute, die hierher kommen und nicht richtig angezogen sind, mögen wir nicht.“

Ich selbst achte sehr auf meine Toilette; man könnte sogar sagen, ich bin so etwas wie ein kokettes Mädchen.“ Sie verbarg ihr Gesicht hinter einer schmutzigen, kleinen Hand und sah mich zwischen den Fingern hindurch an. „Nicht schlecht, was?“ sagte sie leise. „Meine Koketterie ist ganz unschuldig, und keiner kann etwas anderes behaupten.“ Bei diesen Worten zog sie ihren langen Rock ein paar Zentimeter in die Höhe, und ich sah ihre winzigen Füße, die in Hirschlederstiefelchen steckten. „Mir wurde gesagt, ich hätte sehr schöne Füße, aber ich bitte Sie, niemandem zu erzählen, daß ich sie Ihnen gezeigt habe ...“

„Madame“, sagte ich, „mir sind zahllose Schwierigkeiten widerfahren, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir die schönsten Füße gezeigt haben, die ich je gesehen habe. Sie haben Füße so klein wie Messerklingen.“

Sie flog mir in die Arme und küßte mich mehrmals. Dann sagte sie sehr würdevoll: „Ich sehe, daß Sie ein Mensch von außergewöhnlicher Intelligenz sind. Ich möchte Sie gern einladen, ein wenig bei mir zu verweilen. Sie werden es nicht bereuen.“ So lernte ich Arabelle Pegase kennen. Ihre schwarzen Augen oder ihre Füße werde ich nie vergessen. Sie führte mich zu einem Teich in ihrem Garten und lud mich ein, etwas zu trinken. Dieser Teich war von Trauerweiden umstanden, deren Zweige in das klare Wasser hinabgingen. Arabelle betrachtete ihr Spiegelbild im Wasser.

„Ich habe so viel geweint hier“, sagte sie. „Ich finde, meine Schönheit ist etwas sehr Ergreifendes. Ganze Nächte lang habe ich mein üppiges Haar ins Wasser hängen lassen, habe meinen Körper gebadet und zu ihm gesagt: ‘Du kannst es mit dem Mond aufnehmen, dein Fleisch strahlt heller als sein Licht.’ Ich sagte das alles, um ihm eine Freude zu machen, denn mein Körper ist sehr eifersüchtig auf den Mond. Eines Abends werde ich Sie einladen, seine Bekanntschaft zu machen.“

Zitternd schaute ich tief in das Wasser.

Auf der anderen Seite des Teiches sah ich eine Schar Pfauen vorbeistolzieren. Ich hörte ihre heiseren Rufe.

„Ich trage immer pfauenblaue Unterwäsche“, fuhr Arabelle fort. „Aus Seide natürlich und über und über mit Augen bestickt. Die Augen sind zum Ansehen da – raten Sie, was.“

Ich schüttelte den Kopf: „Das errate ich nicht“, sagte ich.

Wieder hielt sie sich, errötend wie ein junges Mädchen, die Hand vors Gesicht.

„Na, was schon ... meinen Körper!“ sagte sie. „Sie sehen ihn von morgens bis abends, sind Sie nicht glücklich zu nennen?“ Ich war so verwirrt über diese Frage, daß ich nichts erwidern konnte. Arabelle bemerkte es gar nicht und fuhr fort: „Ich trage eine Menge steifer Unterröcke in allen Tönungen von blau und grün. Und wenn Sie meine Schlüpfer sähen: einer schöner als der andere! Ich spreche als Künstlerin zu Ihnen, verstehen Sie, nur als Künstlerin. Ich habe ein Kleid, das vollständig aus Katzenköpfen besteht. Es ist wunderschön. Wenn Sie es sähen ... Früher war das einmal der letzte Schrei.“

Die langen, blauen Abendschatten um uns herum verdichteten sich. Arabelles Gesicht war in einen feinen Dunstschleier gehüllt wie gewisse Landschaften an einem Sommertag. Von irgendwoher auf der anderen Seite des Teiches läutete eine Glocke.

„Abendessen“, sagte Arabelle und faßte mich plötzlich am Arm. „Und ich bin nicht angezogen. Beeilen wir uns, Dominique wird mich wieder ausschelten.“ Sie zog mich hinter sich her und sprach dabei pausenlos weiter.

„Er ist so reizend, Dominique, aber so nervös ... Man muß vorsichtig sein mit solch sensiblen Wesen. Er hat den ganzen Nachmittag gebetet, jetzt ist er hungrig, und wir verspäten uns. Der Himmel stehe uns bei.“

Wir liefen über von Gras und Moos überwachsene Wege. Dann standen wir vor dem Haus, einer großen Villa, die von Skulpturen bedeckt und von Terrassen umgeben war, die eine hinter der anderen in verwirrendem Durcheinander von ihr abfielen.

Nachdem Arabelle die Haustür geöffnet hatte, befanden wir uns in einem großen Marmorvestibül, das mit überall herumstehenden Obstbäumen dekoriert war. In der Mitte des Raums stand ein langer Tisch, der für das Abendessen gedeckt war.

„Ich lasse Sie hier ein Weilchen allein, um mich umzukleiden“, sagte Arabelle. „Bedienen Sie sich, während Sie warten, mit Wein und Kuchen.“ Sie ließ mich mit einer riesigen Karaffe Rotwein und einer großen Menge nahrhafter Kuchen zurück. Ich schenkte mir etwas von dem Wein ein und wollte mich gerade in Ruhe umsehen, als ich plötzlich feststellte, daß ich nicht allein war: Neben mir stand ein junger Mann und sah mich feindselig an. Er war so bleich, daß ich kaum glauben konnte, einen Lebenden vor mir zu haben. Gekleidet war er wie ein Priester, ich glaube, wie ein Jesuit, und seine Soutane war mit



Essensresten und allerlei sonstigem Schmutz verunreinigt. Ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Erklären Sie mir Ihre Anwesenheit“, sagte er und schlug das Kreuzzeichen. „Ich mag keine Fremden hier. Außerdem bin ich sehr nervös, und es ist schlecht für meine Gesundheit.“ Er goß sich einen Liter Wein ein und trank ihn in einem Zug aus.

„Ich weiß selbst nicht, was ich hier tue“, erwiderte ich. „Mein Kopf ist so schwer, daß ich nicht richtig nachdenken kann, und mein einziger Wunsch ist es, auf der Stelle zu gehen.“

„Sie können nicht fort ... jetzt nicht“, sagte er. „Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt.“

Ich war verwirrt, als ich sah, daß ihm dicke Tränen über die Wangen rollten. „Ich verstehe Sie so gut“, fuhr Dominique fort.

„Glauben Sie nicht, ich wüßte nicht, hinter was Sie in diesem furchtbaren Haus her sind; ich habe sogar den ganzen Nachmittag für Sie gebetet.“ Er stockte, vor Kummer versagte ihm die Stimme. „Ich habe so viel um Ihre arme Seele geweint.“

In diesem Augenblick tauchte Arabelle Pegase wieder auf, überaus extravagant mit Straußenfedern, Klöppelspitze und Edelsteinen bekleidet, das Ganze etwas angeschmutzt und zerknittert. Sie ging zu Dominique, nahm eines seiner Ohren zwischen ihre Lippen und sagte: „Schimpf‘ mich nicht aus, mein liebster Dominique, ich habe mich für dich schön gemacht.“ Dann schien mir, als bemerkte sie plötzlich meine Anwesenheit, denn sie trat rasch einen Schritt zurück.

„Dominique ist mein kleiner Junge“, sagte sie. „Das Herz einer Mutter ist ja so zärtlich.“

„Der Garten ist so schön jetzt“, fuhr sie fort. „Dominique, mein Schatz, ich träume von nichts anderem, als mit dir am Teich entlangzuschlendern.“ Dominique starrte sie entgeistert an. Ich dachte, er würde gleich in Ohnmacht fallen.

„Wir sind uns geistig sehr nahe, mein Sohn und ich“, sagte Arabelle, zu mir gewandt. „Und wir haben beide ein starkes Empfinden für die Poesie. Ist es nicht so, Dominique, liebster Junge?“

„Ja, Mutter meines Herzens“, erwiderte Dominique mit bebender Stimme.

„Weißt du noch, wie wir, als du klein warst, zusammen gespielt haben und wie ich genau so ein Kind war wie du? Weißt du’s noch, Dominiquino?“

„Ja, liebstes Mütterlein.“

„Wunderschön waren sie, jene Tage, die wir zusammen verbracht haben. Du umarmtest mich von morgens bis abends und nanntest mich Schwesterchen.“

Ich war sehr verlegen und wollte fort, aber das war unmöglich.

„Wenn man nur einen einzigen Sohn hat“, fuhr Arabelle fort, „denkt und träumt man von nichts anderem.“

Im Licht der Kerzen sah ich plötzlich ein junges Mädchen neben Arabelle stehen. Sie war geräuschlos und auf geheimnisvolle Weise in den Raum getreten. Ein schönes Mädchen! Ihr schwarzes Kleid verschmolz mit den Schatten um sie herum, und ich hatte den Eindruck, als schwebte ihr Gesicht frei im Raum. Als Dominique das Mädchen erblickte, bekam er einen solchen Zitteranfall, daß man hätte meinen können, gleich würden seine Knochen auseinanderfallen. Arabelle sah mit einem Mal sehr alt aus. Das Mädchen blickte Mutter und Sohn mit starrem Gesichtsausdruck an. Alle drei standen auf, und ich tat es ihnen nach, ohne zu wissen, warum. Schließlich bewegte sich das Mädchen auf die Tür zu. Wir gingen hinaus in den Garten und kamen, immer noch schweigend, zu dem Teich. Ich sah das Spiegelbild des Mondes im Wasser, aber Entsetzen ergriff mich, als ich feststellte, daß gar kein Mond am Himmel stand: Er war in dem Wasser ertrunken. „Laß uns deinen schönen Körper sehen“, sagte das Mädchen, sich an Arabelle wendend. Dominique stieß einen Schrei aus und sank zu Boden. Arabelle begann, sich auszuziehen. Als bald lag ein Haufen schmutziger Kleider neben ihr, aber in einer Art Raserei zog sie sich immer weiter aus. Zuletzt war sie völlig unbekleidet, und ihr Körper war nichts als ein Gerippe. Das Mädchen wartete mit über der Brust verschränkten Armen.

„Dominique“, sagte sie, „lebst du noch?“

„Er lebt“, rief die Mutter. Ich hatte das Gefühl, einem Schauspiel beizuwohnen, das schon hundertmal stattgefunden hatte.

„Ich bin tot“, sagte Dominique. „Laßt mich in Frieden.“

„Ist er tot, oder lebt er noch?“ fragte das Mädchen mit klangvoller Stimme.

„Er lebt“, schrie die Mutter.

„Dabei ist er schon vor langer Zeit beerdigt worden“, entgegnete das Mädchen.

„Komm' her, laß mich dich töten“, kreischte die alte Frau. „Laß mich dich zum hundertzwanzigsten Mal töten.“

Die beiden Frauen fielen übereinander her und lieferten sich einen erbitterten Kampf. Dabei gerieten sie ins Wasser, wo sie weiterhin heftig aufeinander einschlugen.

„Der Mond ist unsterblich“, schrie das Mädchen und umklammerte die Kehle der Alten. „Du hast den Mond umgebracht, aber er vermodert nicht wie dein Sohn.“

Ich sah, daß die Kräfte der alten Frau nachließen, und wenig später verschwand sie im Wasser, gefolgt von dem Mädchen. Seufzend zerfiel Dominique zu einem Häuflein Staub. Ich stand allein in einer lichtlosen Nacht.

ca. 1937 – 1940

Aus dem Französischen von Heribert Becker

Clarissa

Ich schicke voraus, daß dieses Buch aus Nostalgie oder – wenn man so will – aus Langeweile geboren ist, was eigentlich das gleiche ist, aus Verdrießlichkeit und aus Laune, aus Nichtbefriedigung und aus Masturbationen. Es langweilt mich schon, die wachsende Vollkommenheit meiner Fingernägel zu betrachten und von Possen zu träumen, in denen es möglich ist, sogar bourgeoise Freunde zu empfangen.

Bei all dem wäre es aber ein Irrtum zu glauben, es handele sich hier um ein existentialistisches Buch – auch diese Bezeichnung ist nicht statthaft. Denn wenn meine Träume und erotischen Begierden durch die Abwesenheit des Liebhabers soweit gediehen sind, daß es zur Niederschrift dieses Buches kam, gibt es nichts Existentialistisches darin, ist die Sache durchaus regelgerecht und fällt eher in das Gebiet der Psychoanalyse als in das der Sartre'schen Bravourstücke eines sinnlosen Faulenzens – und dies auch dann, wenn wir annehmen, daß der Ursprung der gleiche ist.

I

Wenn wir unserer Phantasie die Zügel schießen lassen, müssen wir zugestehen, daß derjenige geschliffene Stil der Dekadenz, der allein – oder zumindest vornehmlich – der Bourgeoisie eigen ist, einen beträchtlichen finanziellen Aufwand erfordert.

Das hieße, daß alle unsere Träume von vornherein eine solche Menge von Mitteln voraussetzen, daß man diskret mit Schweigen über sie hinweggehen darf, und es hieße freilich auch, daß es zwei Wege gibt, auf denen man der bourgeoisen Mittelmäßigkeit zu entrinnen vermag. Der eine ist der Weg der revolutionären Abartigkeit, der vom rein wissenschaftlichen Standpunkt sicherlich interessant ist, und der andere ist der Weg der Bourgeoisie, deren Mittel es erlauben, alle sensitiven Unglücksfälle ästhetisch zu erleben, jener Bourgeoisie, zu welcher der Todesengel mit lackierten Fingernägeln kommt und der die Blähungen anstandshalber aus dem Weg gehen. Ihr Sicherbrechen ist fade und findet zwischen den Perserteppichen statt, und ihr Stuhlgang läßt sich stundenlang beschreiben, denn ihr Kot fällt in eine Schüssel aus zwiebelgemustertem Porzellan oder aus vergoldetem Kristallglas. Ich gebe zu, daß es mir, abgesehen von ein paar Wochen geistiger Umnachtung, nicht eingefallen ist, einen anderen als den zweiten Weg zu wählen. Selbstverständlich mit aller Progressivität, zu der ich imstande bin. Gleichzeitig aber muß ich betonen, daß alle meine Bemühungen, eine ausreichende materielle Grundlage für die Verwirklichung meiner subtil-perversen Poesie zu schaffen, mit dem Bedürfnis nach absoluter Sinnlosigkeit einhergingen. Die Tragödie bestand darin, daß ich viel zu lange Fingernägel habe, um eine Revolution zu machen, und viel zu wenig Talent, aber viele Neigungen zur Verwirklichung der bourgeoisen Träume. Ich glaube, wenn ich in der Rolle Marie-Antoinettes zur Welt gekommen wäre, hätte dies die Französische Revolution um ein paar Jahre beschleunigt. Als Tochter einer progressiven Journalistin und eines surrealistischen Architekten kann ich nur auf alles pfeifen, was auch nur ein wenig nach Revolution stinkt.

II

Clarissa – denn das ist der Name, der mich schon seit Monaten verfolgt – wurde nach und nach ein reales Wesen. Übersät von den Pocken einiger meiner schlechten Texte, reinigte sie sich die Haut mit meinen Träumen von der erotischen Abartigkeit eines Liebhabers, der etliche Jahre jünger war als ich selbst. Das Flaumhaar an ihrem Geschlecht wurde zu einem ausgewachsenen Urwald, noch verklebt vom Blut der vorzeitigen Defloration, und gestattet Kindern den Zugang zu Orten, zu denen der Zutritt sonst streng verboten ist.

Clarissa, die sich vom Körper ihres Kind-Liebhabs hinreißen ließ, wurde zu einem phantomatischen Wesen, dessen Symptome chimärischer Schönheit an die geschlechtliche Routine grenzten. Übrigens darf man ihren Liebhaber todernst nehmen – er ist nämlich noch ein Jüngling –, und er gestattet Clarissa einstweilen nicht, ihm dies allzu oft in Erinnerung zu rufen. Er schämt sich seiner Jugend und der Tolpatschigkeit, mit der er ihre Schultern berührt, von denen er bis jetzt nicht ahnt, daß sie schön sind. Im übrigen liebt er Clarissa noch gar nicht, er liebt lediglich seine Liebe zu ihr, liebt sie einfach deshalb, weil sie das ist, was Picasso als „Frauensymbol“ bezeichnet und was für ihn das einzig Erkennbare ist. Es wird noch lange dauern, bis er Clarissa erkennen und sich in ihren Körper und ihre flinken Finger verlieben wird, von denen er sich einstweilen in Erregung versetzen läßt. Schließlich schämt er sich auch seiner Unfähigkeit, in Erregung zu geraten, und spielt seiner Geliebten im Bett Nacht für Nacht das Theater stürmischer Orgasmen vor.

Clarissa ist ihm uneingeschränkt und ohne die übliche Kühle verfallen. Er ist viel zu jung, um nicht zu faszinieren, viel zu unausgegoren, um nicht zu berauschen. Clarissa, die zu der Zeit übrigens auch dem Alkohol verfallen war, berauscht sich sehr leicht an einem Glied, dessen Erektionen die ersten Erregungen ahnen lassen.

Baptist – denn so nennt sie ihn bei sich selbst – versucht, mit dem Anschein lebemännischer Erfahrung ihre Brüste zu berühren, und seine Vergewaltigungswünsche sind so heftig, daß er zum aktiven Liebhaber wird, indem er Clarissa seinen Willen erfüllen läßt – und sie zwingt, ihn ihrerseits wiederholt zu vergewaltigen.

III

Wenn ich sage, daß ich den Weg der bourgeoisen Überlegenheit wähle, so nehme ich diese meine Äußerung mit aller Progressivität absolut ernst und möchte dem Dalí'schen Sarkasmus von vornherein oder wenigstens a posteriori gern die Spitze abbrehen.

Das bedeutet nämlich, daß mir nichts widerwärtiger ist als die sinnlose Emigrantenhumanität und das unglaubliche Renegatentum der Zweiten Internationale, daß es möglich ist – zumindest für mich –, nur in einem Traum zu leben, während die Berührung mit der Realität mich erschreckt und diesen Traum



mit dem Gefühl des Grauens, der Angst und des Entsetzens erfüllt.

Die Realitätsnähe, diese berüchtigte Beschwörung von Leuten, deren geschlechtliche Aktivitäten sich auf den Beischlaf mit Präservativen beschränken und deren Intellekt gerade zur Aufnahme ziemlich dickleibiger Nachschlagewerke und des römischen Rechts ausreicht, von Leuten, deren Fragen nach unserer Gesundheit daher rühren, daß wir vor ihnen gehustet oder geniest haben, und deren Sehnsucht nach Poesie sich „außerhalb der Realität“, nämlich in ihrem „Privatbereich“ austobt. Ganz einfach von Leuten, die einen Teil ihrer Zeit der Poesie vorbehalten und die, wenn sie einen Ausflug von Prag nach Königgrätz machen, dort auch tatsächlich ankommen und das selbst dann, wenn sie sich mit der Geliebten oder mit einem Lyrikband auf den Weg gemacht haben.

Ich hasse sie, sie sind mir zuwider, diese zielbewußten Leute, die der Poesie nur einen Teil ihrer Zeit vorbehalten haben wie jedem anderen von ihren Steckenpferden, diese Leute, für die jene dünne, überraschungslose Plempe, die sie als Poesie ausgeben, sich aufs Reimeschmieden und auf die zufällige Begegnung mit einer Hure reduziert, wenn sie des Nachts aus den „Vergnügungsetablisements“ nach Hause streben.

Ich hasse sie wie die zerfließenden Zuckerwürfel am Rande einer mit Kaffee gefüllten Untertasse, und ich frage sie nie, was sie geträumt haben.

IV

Um Clarissa und Baptist zu verstehen, ist es notwendig, ein Stück weit zurückzugehen, nämlich in die Zeit, als Baptist, dessen Unterbewußtsein mit der ganzen Kraft seiner achtzehn Jahre gegen Clarissa Sturm läuft, mit ihr und ihrem Beinahe-Liebhaber, der sein Freund ist, zu einer jener pittoresken Reisen aufbricht, die Clarissa nach dem Zusammenbruch ihrer Träume von einer surrealistischen Gegenwart unternommen hat.

Baptist bricht in der Überzeugung zu dieser Reise auf, sein Freund sei tatsächlich Clarissas Liebhaber, oder zumindest in der Annahme, er sei stark genug, um sich von dieser unglaublichen Tatsache selbst zu überzeugen. Es ist eine phantastische Reise, und weder Clarissa noch Baptist versuchen, sie ihres pittoresken Charakters zu berauben. Dem vermeintlichen Lieb-

haber fällt übrigens eine sehr wichtige Rolle zu – die der beiderseitigen Selbstverteidigung. Denn Baptist ist unter anderem bemüht, seinen Charakter zu festigen oder ihn wenigstens in seinem Verhalten diesem Freund gegenüber, dessen Pickel und traurige Nase Clarissas aufrichtigen Abscheu erwecken, in Erscheinung treten zu lassen. Es ist eine Reise, deren Tage vom Warten auf die Abende in gemeinsamen Schlafzimmern ausgefüllt und deren Nächte von glänzenden – obwohl nicht verwirklichten – Vorstellungen vom Ins-Bett-Steigen und vom Küssen geprägt sind. Denn dies ist das Allermutigste, und später benötigt man nie mehr soviel Courage wie in dem Augenblick, da wir unsere Geliebte zum ersten Mal küssen wollen. Es ist eine Reise, auf der Clarissa mit Baptist und ihrem pittoresken Anhängsel in Situationen gerät, die denen von Ali im Wunderland und von Steppenwolfs Freundin Hermine ähneln. Das Anhängsel, das sich als Freund des Geliebten und Geliebten der Geliebten bezeichnet, endet auf unrühmliche Weise, ähnlich dem Siebenschläfer, der schließlich in dem Augenblick in die Tee-kanne gestopft wird, als Clarissa unter dem elektrischen Mond der Innenstadtperipherie eine Kunststoffrose in den Schoß fällt. In dem Augenblick, als Baptist sich entschließt, Clarissa bei der erstbesten Gelegenheit zu küssen.

V

Kann es etwas noch Traurigeres geben als den Augenblick, da ihr euren Geliebten küßt? Es ist dumm und sinnlos, banal und bezaubernd, vor allem aber ist es wahnsinnig traurig. Der erste Kuß, den ich einem neuen Liebhaber gebe, schmeckt mir stets wie der Kuß meines Vaters in der Zeit, als meine Mutter nicht zu Hause war. Es ist inzestuös, und es scheint, als bliebe es ohne Fortsetzung. Es ist stets die Wiederholung jenes Erlebnisses, bei dem mein erster Liebhaber das Deflorationsblut mit einem weißen Tuch auffing und ich ihn erstaunt und – trotz des Gefühls eines gewissen Stolzes – ein wenig wehmütig fragte: „Also bin ich jetzt keine Jungfrau mehr?“ Und er erwiderte mir mit dem Gefühl der gleichen Wehmut, aber eines völlig anderen Stolzes: „Nein, du bist jetzt meine Geliebte.“ Anschließend waren wir beide lange traurig und trösteten uns mit der Behauptung, es sei sehr schön für uns gewesen und daß wir uns sehr gern hätten.

VI

Die erste Nacht, die Clarissa und Baptist gemeinsam verbrachten, bedeutete für beide einen Einschnitt. In Clarissas Mansarde, einer jener Räumlichkeiten an der Peripherie, die aufgrund ihrer Aussicht poetisch und aufgrund der Zentralheizung real sind, und zu der Zeit, als Clarissa in einer Vorahnung des baldigen Endes dieses Kämmerchens bereits alle Bilder von den Wänden abgehängt hatte, eines Kämmerchens, das sie in einer unwahrscheinlichen Unordnung zurückließ, zu dieser Zeit und in Anwesenheit Baptists und des Liebhabers, dessen Liebe zwangsläufig rührend und einseitig war, forderte Clarissa Baptist, ihn formell siezend, auf, sich neben sie aufs Bett zu legen. Und Baptist, im Beisein der Geliebten sonst so befangen und zurückhaltend, nahm dieses Angebot erst nach einigem Zaudern, das ihm garantierte, verführt zu werden, und mit einer Dosis Bereitwilligkeit an, die ihm garantierte, daß diese Verführung mit seinem Willen geschah. Denn bisher war er noch nicht in eine Situation geraten, in der ihre pittoreske Groteskheit selbstverständlicher gewesen wäre und deren Selbstverständlichkeit für mehr pittoreske Groteskheit gebürgt hätte.

Da sie sich im Dunkeln hingelegt hatten, konnte Clarissa ihrem Liebhaber zulächeln, ohne daß er begriff, daß sie über ihn lächelte. Im übrigen war sie sich ihrer Sache immer noch nicht sicher, weil Baptists unbestimmter Charakter nicht einmal für den Kuß Gewähr bot, von dem sie überzeugt war.

VII

Unendlich lange schob er seine Hand zu Clarissa hinüber, und es war ein endloser Weg, den sie zurücklegte. Alle künftigen Lügen und vergangenen Wahrheiten steckten darin, es steckte eine Liebkosung und ein Schlag darin – denn er wußte bis zum letzten Augenblick nicht, ob er Clarissa liebkosen oder schlagen würde. Wäre er sicher gewesen, daß Clarissa schreien würde, hätte er sie womöglich geschlagen. Zuletzt bat er Clarissa, ihm ihre Hand zu geben, und er beugte sich über sie, doch so ungeschickt und mit so fest zusammengepreßten Lippen, als wehrte er sich. Es war übrigens nicht sein erster Kuß, und es wäre auch nicht sein erster Orgasmus gewesen.

Und Clarissas Erfahrung bürgte ihm schließlich im voraus für Vergebung, denn ihre revolutionäre Auffassung von Charakter gestattete es ihm, sich mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen unter dem Vorwand, er sei nicht der erste Angegriffene. Das war er auch nicht.

VIII

Wenn ich allzu häufig das Wort Ambivalenz benutze, so vor allem deshalb, weil ich keinen Höhepunkt kenne, in dem nicht – zumindest latent – dieses sonderbare Gefühl mitgehalten ist. Beiläufig begehen alle neurotischen Individuen, deren notorische Verlogenheit sie an einem anderen als an einem kriminellen Tun hindert, ihre Verbrechen unter dem Schutzschild der Ambivalenz. Man muß sich klar darüber sein, daß ein Verbrechen nur aus einem Überschuß an Kraft heraus zu begreifen ist – obwohl es gewöhnlich aus Schwäche verübt wird. Ich würde es wagen, die Grenze zwischen beiden ziemlich genau zu ziehen, und ich muß sagen, daß mir nur wenige Dinge so zuwider sind wie die Schwäche. Die Schwäche von Wesen, deren Liebesbeziehungen und politische Überzeugungen durch die Schutzmarke des Gesetzes beschirmt werden müssen und bei denen die Widersprüche zwischen ihrer Überzeugung und der jeweiligen Ansicht des Staates durch das Eingreifen von Rundfunk und Polizei gelöst werden sollen.

Die Schwäche, die zur Hinterlist gegenüber den Arglosen und zum Sieg über die Starken zwingt.

Denn es ist allein die Stärke, die das Recht hat, über die Stärke zu siegen, allein das Subjekt, das das Recht hat, das Subjekt des anderen zu überwältigen.

IX

Diese Binsenwahrheiten, die es gestatten, daß sich der Mensch auf dem Rande eines Vulkans bewegt und sich auf diesem faszinierenden Rand gerade noch behauptet, waren Baptist damals nicht bekannt.

Er wußte nur eines: daß er Clarissa unterwerfen mußte, ohne der Lust, verführt zu werden, entsagen zu müssen, und daß er Idealen, deren Verlogenheit ihm allmählich bewußt zu werden begann, nicht die Treue zu halten hatte.



Nach jener Nacht, in der er Clarissa zum ersten Mal geküßt – und *nur* geküßt – hatte, schien es, als begänne alles zusammenzuberechnen. Aus dem Liebhaber wurde ein Schnüffler und Polizeiinformant, aus dem Polizeiinformant wurde allmählich ein Liebhaber. Eine grausame Metamorphose. Ihm blieb nichts anderes übrig, als Clarissa zu belügen, ihm blieb nichts anderes übrig, als das Geheimnis des ersten Beischlafs wie die Schlüssel zu ihrer Wohnung und wie ihre Träume preiszugeben.

Baptist entglitt der Boden unter den Füßen. Er wollte mit dem, was wir Clarissas Charakterlosigkeit und Amoralität nennen, nichts gemein haben, und um deutlich zu machen, wie fern ihm jenes lag, lief er von ihrem Schoß weg zum Polizeipräsidium. Er verkaufte seinen Anarchismus für ein Stück Ehre und seine Ehre für einen Kuß der Geliebten.

Clarissa gegenüber behauptete er, sie sei seine erste Geliebte, und Clarissa glaubte ihm. Sie glaubte ihm beiläufig fast alles. Sie selbst belog ihn nur in Dingen, die uns faszinieren und die niemanden, nur uns allein, etwas angehen, und weil sie wollte, daß Baptist ihr glaubte, glaubte sie selber ihm. Sie nahm ihm seine Abkehr von moralischen Normen ab, zu denen sie sich selbst nicht bekannte, und sie nahm ihm seine Orgasmen ab. Es dauerte Stunden und Stunden, es dauerte Tage und Nächte, in denen Baptist kam und Clarissas Schultern an sich zog, sich mehr und mehr bewußt werdend, daß sie schön waren.

Zuletzt entschloß sich Clarissa zu einer weiteren von ihren aberwitzigen Reisen ins Ungewisse und nahm Baptist auf sie mit.

X

„Ich werde dich nicht küssen, wenn ich es nicht will. Du wirst mich nicht verführen.“

Armer Baptist. Wie er um die Verführung bettelte. Und wie unglücklich er war, wenn er ihr erlag. Armer und schwacher Baptist, weil er nicht einmal erliegen konnte. Selbst nach seiner wahnsinnigen Ergebung hatte er noch Kraft genug, um [...] *) Clarissas, seiner Familie und der Polizei anzuzeigen.

*) Hier fehlt im Originaltext ein Wort – *Anm. d. Übers.*

XI

Nach der Rückkehr von diesem absurden Ausflug wurde die Beziehung zwischen den beiden Liebenden noch sonderbarer. Baptist wurde Clarissa gegenüber argwöhnisch, und gleichzeitig versuchte er vergebens, sich und sie davon zu überzeugen, alles sei in bester Ordnung. Mit seinen Träumen von ihrer Schönheit trieb er Clarissa über die Grenze des Gesetzes hinaus und bemühte sich, selber ein Denunziant, im letzten Augenblick zu retten, was noch zu retten war. Denn zweierlei durfte sie niemals erfahren: daß er versucht hatte, sie dem Gesetz zu überantworten, und daß er schon vor ihr eine Geliebte gehabt hatte, die er nicht liebte. In dieser verworrenen Situation liebt Clarissa Baptist nur um so mehr, einen Baptist, den sie nicht kennt und von dem sie sich eine Vorstellung gemacht hat, die nur sehr wenig der Realität entspricht. Denn Clarissa liebt – auch wenn sie es nicht zugibt – Baptists Charakter, sie liebt seinen Nacken und seinen Anarchismus. Baptists Nacken ist in der Tat begehrenswert genug, um die Geliebte auch von allem übrigen zu überzeugen. Zuletzt auch davon, daß sie geliebt wird.

XII

Ich muß sagen, daß die Amoralität für mich nur dann von Wert ist, wenn sie künstlerisch vollendet, l'art-pour-l'artistisch und notwendig ist. In dem Augenblick, da sie dem Ziel des Selbstschutzes dient, wird sie zu einem Gegenstand der Tiefenpsychologie und ein wenig zu einer peinlichen Angelegenheit.

XIII

Clarissa und Baptist durchqueren eine weitere Etappe ihrer Beziehung, die sich im übrigen stündlich wandelt und der Baptists Mutter heroisch eine inzestuöse Prägung verleiht. Rings um Clarissa häufen sich Baptists Intrigen und Glieder, wechseln Weinstuben und Autodroschken einander ab, eine Fülle bunter Stoffe und roter Fingernägel und Selbstmorde ... und Lügen. Bei all dem versichert Baptist – zum ersten Mal vielleicht fast aufrichtig – Clarissa seiner Liebe. Er tut dies auf einem kleinen

Fetzen lackierten Papiers – denn immerhin ist er ein bißchen verlegen. Zudem ist er nach den zurückliegenden Tagen viel zu unsicher. Immer noch überzeugt er seine Freunde von der Sinnlosigkeit seiner Beziehung und deren Nichtigkeit. Clarissa erfährt nach und nach von den Intrigen ihres Geliebten. Sie wird beinahe weise – Baptist ist ihr ganz angenehm geworden.

um 1950

Aus dem Tschechischen von Milan Nápravník und Heribert Becker

Begegnung mit Sades „Die hundertzwanzig Tage von Sodom“

[...] Und es ist Zeit, es zu sagen: Niemand ist je auf normale Weise in das Schloß Silling gelangt. Untersteht man sich, es zu betreten, läßt einen der entschiedene Eindruck, als fehle eine Treppenstufe, rasch aus dem Gleichgewicht geraten, und das ganz gewaltig. Nur um den Preis eines schwindelerregenden Absturzes in die Tiefe der eigenen Finsternis, und allein um diesen Preis, öffnet sich diese innere Festung und gibt das Geheimnis preis, das sie vor allen Angriffen von außen schützt: Man muß durch die unterirdischen Gänge des Seins hindurch, um Zugang zum Schloß Silling zu finden. Das ist eine absolut unerläßliche Voraussetzung, die den Begriff „Literatur“ selbst negiert und sogleich jeden ausschließt, der nicht die feste Absicht hat, sich dem von Sade imaginierten unerbittlichen System zu unterwerfen.

Was mich angeht, die ich mich seit langem von den Schlössern des schwarzen Romans, der in den drückendsten Gewitterhimmeln wurzelt, unwiderstehlich angezogen fühle, so bin ich in das Schloß Silling gelangt, ohne recht zu wissen, wie. Eines Tages jedoch habe ich gewußt, daß dieses Schloß der skandalöse Bau war, den ich suchte – und der sich hinter der Naivität aller schwarzen Romane selber blindlings suchte –, daß es der Ort war, von dem ich mich nicht mehr weit entfernen würde, weil ich definitiv für die widerspruchsvolle Wahrheit seiner gewaltigen lyrischen Fülle und seines unvermeidlichen Eingebettetseins in das Organische eingenommen war. Diese Einsicht machte mir das Schloß Silling nicht vertrauter, ganz im Gegenteil. Ich vermag gar nicht zu sagen, wie oft ich inne-

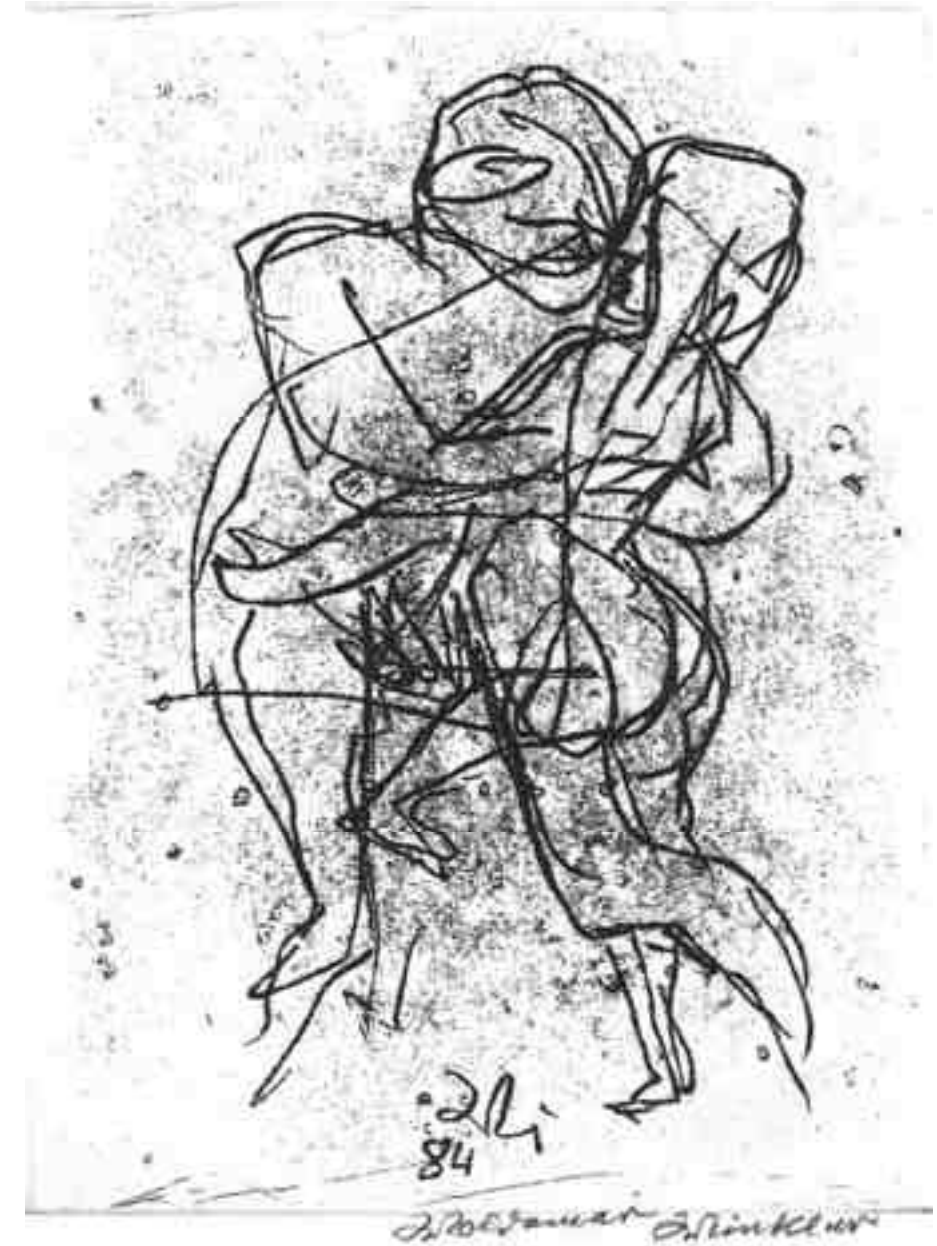
halten mußte, weil ich glaubte, ich müsse umkehren, dann aber doch weiterging, getrieben von der schamlosen Neugierde, zu sehen, zu erfahren, bei welcher Darstellung des Unerträglichen ich untergehen würde. Ja, buchstäblich untergehen unter der physischen Bedrängung, durch welche dieser Text schließlich über jeden Gewalt gewinnt. Ich bin krank von dort zurückgekommen, wie Menschen, die aus einem fremden Land heimkehren, ohne es wirklich verlassen zu haben, und die eigentlich nur noch mit dem unglücklichen Reisenden zu kommunizieren vermögen, dem das gleiche Mißgeschick widerfahren ist. Denn nach jener Reise ist die Welt nicht mehr ganz so, wie sie vorher war. Ich glaube den Leuten nicht, die behaupten, sie könnten in die hier von Sade errichtete Festung der menschlichen Leidenschaften beliebig hinein- und wieder aus ihr herausspazieren. Ich kenne dieses Buch gut und muß gestehen, daß ich, wenn auch jede neue Lektüre desselben anders ausfiel, so wie dies bei jedem anderen Buch auch geschieht, von ihm jedes Mal in gleicher Weise aus der Fassung gebracht, in gleicher Weise verstört und letztlich jedes Mal im tiefsten Innern aufgewühlt worden bin.

Doch wie soll man die Art physischer Erschütterung ausdrücken, die mit einer wirklichen Lektüre dieses Textes einhergeht? Es gab, zu Beginn dieser Wiederentdeckung Sades, eine Zeit, in der ich von ihm wie besessen war. Ich vermochte mich gar nicht mehr von ihm loszureißen. Vielleicht weil ich mich zu weit über den Rand des Abgrunds beugte, hatte ich damals das dumpfe Gefühl, mein Leben werde bald in diesen Abgrund hinabrutschen. Am meisten verwirrte mich, daß dieses Gefühl von dem immer stärkeren Verlangen begleitet war, in einem unbestimmten, aber um so schwerer zu ertragenden Wirbel zu versinken. Ich wurde von einem Verlangen heimgesucht, das mich, obwohl es anscheinend ohne Gegenstand war, sogar noch meiner Nacktheit entkleidete. Zum ersten Mal war ich, der Spiegel der Lust beraubt, in einem erotischen Strudel gefangen, dessen Ende ich nicht abzusehen noch mir vorzustellen vermochte. Das ging so weit, daß ich mich eines Aprilabends, nach einem jener plötzlich hereinbrechenden Gewitter, die die Seine-Quais [in Paris] wie eine Flutwelle leerfegen, völlig allein im Käfig der Spiegelungen eines Himmels aus Schwefel und Metall wiederfand, der den Horizont unter meinen Füßen umkippen ließ. Das war wohl die direkte Art und Weise, wie ich mir das System erotischer Rückstrahlung vorstellte, dessen Gefangene ich war. Und das mit allem verlockenden Schillern des

Seins, allem verführerischen Berührtwerden von Ideen, allem Funkeln der Empfindungen, allem Leuchten der Erinnerungen, aller Fortdauer der Perspektiven, das jener unvorhersehbaren Leuchtkraft des Organischen gehorcht, die mich zu ihrem Schauplatz gemacht hatte.

Letzteres blieb ich und glaubte, es lange zu bleiben, bis ich mehrere Wochen danach in New York, wieder vor einem Gewitterhintergrund, aber diesmal einem bleigrauen, vier Raubvögeln des Zoos in der Bronx gegenüberstand, zwei Geiern, einem Kondor und einem Adler. Anfangs sah ich nur Farbtupfer zwischen dem schrägen Schatten der Zweige und den konzentrischen Kreisen aus Federn hervorscheinen, die der metallische Regen einer riesigen Voliere unter Verschluss hielt. Ganz wider Erwarten fühlte ich mich, zum ersten Mal seit langem, auf vertrautem Boden, obgleich ich doch in einem fremden Land war. Dabei war um mich herum alles – die verhuschten Spaziergänger eines sonntäglichen Spätnachmittags, meine zerstreuten Bekannten – ohne jede Überraschung. Ich sah zu, wie die naturgegebene Fremdartigkeit der Menschenmengen vorüberzog, von deren Feinstruktur man noch nichts weiß: Hier die Rundung einer Hüfte, der Anflug eines Lächelns, eine verirrte Locke, dort eine Reihe Wimpern, ein Stück Nacken, der Bogen eines Handgelenks – das alles blieb mir unverständlich und schuf um mich herum eine eigentümliche Leere, aus der die Voliere herausragte, oder besser: ihre souveränen Bewohner, die mit einem Male unumschränkte Herren eines Raumes waren, der zum Gesamtraum wurde.

Es waren diese Raubvögel, die ich wiedererkannte. Pracht, Indifferenz, Gepränge, Grausamkeit: nichts fehlte ihnen. Das war genau die große animalische Eleganz, die Sade seinen vier Wüstlingen im Schloß Silling verliehen hatte. Hatte er nicht, in dem Bestreben, wie nie zuvor die prachtvolle Wildheit der Begierde zu zeigen, jeden von ihnen mit erotischen Neigungen ausgestattet, die so umwerfend sind wie das feuerumrandete weiße Auge des Papstgeiers, so beunruhigend wie die flaumige Halskrause des Kondors, welche die Schamlosigkeit seines Aussehens aufhebt, so sinnfällig wie die Flügel des Gänsegeiers, die sich wie Kerkertore des Himmels schließen? Plötzlich sah ich die entsetzliche Großartigkeit auf- und abgehen, deren Opfer ich geworden war, da ich sie nicht kannte. Hatte meine Begierde nicht die Gestalt dieser Fänge aus dunklem Leder, die wie Messerklingen aus befiederten Manschetten hervortreten, glich sie nicht dieser narbigen Haut, deren Orange-



farbe inmitten einer Ballung blaßgrüner Federn grell wie die Sonne ist, ähnelte sie nicht zum Verwechseln diesem in einer obszönen Parade getragenen erdfarbenen Kostüm, in dem der nackte Hals des Geiers mit seinem faltigen Kopf versank?

Dadurch, daß ich die möglichen Formen dessen, was sich weit fort von mir regte, mit unerschütterlichster Unschuld sich entfalten sah, gewann ich, wie mir schien, nach und nach die Kraft zurück, mich wieder an den Rand des Abgrunds heranzuarbeiten. Ich sah das Unfaßbare Form annehmen, sah es diese maßlosen, intensiven, notwendigen Formen annehmen, und mir erwuchs aus ihnen ein Gefühl von Freiheit. Nicht, daß es mir gelungen wäre, dem erotischen Druck zu entrinnen, der mir so lange den Kopf unter dem Wasser der Verstörung gehalten hatte. Doch schon dadurch, daß ich die Formen dieser Verstörung erfassen konnte und wußte, daß sie erkennbar waren, fand ich zu etwas zurück, das Konturen ähnelte, vielleicht sogar einer Silhouette. Es war nicht von Belang, daß diese Konturen verschwommen, schwankend und unbeständig waren; durch sie entkam ich dem Fluch des Unbestimmten, so wie ich durch ihre Instabilität, der zu trotzen Sade mich lehrte, dem Gefängnis der Formen entkam.

Und hier muß Georges Bataille dafür gewürdigt werden, daß er unter allen „Sadiens“ der einzige gewesen ist, der von der physischen Wirkung gesprochen hat, die dieser Text hervorzurufen vermag: „Niemand, es sei denn, er bleibt gefühllos, beendet die Hundertzwanzig Tage lediglich krank: Der Kränkste ist gerade derjenige, den diese Lektüre sinnlich entnervt.“ Tatsache ist, daß dieses Buch deswegen so aufwühlt, weil trotz allem, trotz des aberwitzigen Grauens, trotz des darin dargestellten unvorstellbaren Horrors „diese Lektüre sinnlich entnervt“, und da beginnt das Unerträgliche. Übrigens hat Bataille das treffende Wort gewählt: Es handelt sich weit mehr um erotische Entnervung als um Erregung, aber um Entnervung im Sinne von Denervierung, das heißt beinahe um einen Verlust der Nerven, der die Folge einer übermäßigen und lang anhaltenden Erregung ist. Denn eben das ist die Wirkung dieses Buches, die sogar noch die Art und Weise, wie wir verwirrt sind, verwirrt. Tatsächlich wäre alles sehr einfach, wenn das Los der Verstörung den Wenigen vorbehalten wäre, die imstande sind, ihre sexuellen Eigenarten in dem von Sade vorgelegten Musterkatalog wiederzuerkennen. Dem ist aber nicht so, da einen die Verstörung mehr durch die Darstellungen überkommt, die am weitesten von dem entfernt sind, was man über seine

Neigungen wenn nicht zu wissen, so doch wenigsten im Innersten zu ahnen glaubt.

Dabei zwingen hier die Worte dazu, viel zu genau zu präzisieren, was zunächst das sehr starke, aber schwer zu fassende Gefühl nicht eines Identitätsverlusts, sondern eines Verlusts an erotischer Identität ist, der kennzeichnend für die Art von Verstörung ist, die meines Erachtens untrennbar mit dieser Lektüre einhergeht. Es ist eine um so bestürzendere Verstörung, als man sich, auch durch die Psychoanalyse, die Ansicht angewöhnt hat – und Bataille ganz besonders –, daß das Enthüllen einer verborgenen erotischen Identität die Ursache unserer schönsten Identitätsverluste sei. Mit den *Hundertzwanzig Tagen* geht selbst dieser verborgene Fluchtpunkt verloren und mit ihm all das diffus Positive, das sich in den letzten dreißig Jahren wieder mit dem Begriff „Begierde“ verbunden hat. So ist es nicht das leichteste erotische Rätsel der *Hundertzwanzig Tage*, daß sie uns systematisch mit dem Diesseits der Begierde konfrontieren, mit einer Art Urverstörung, die der Begierde vorausgeht oder die das Wogen ist, das die Wellen der Begierde in Bewegung setzt. [...]

Aus: Soudain un bloc d'abîme, Sade. 1986

Aus dem Französischen von Heribert Becker

Im Dunkel zur Linken

Warum meine Beine
 Um deinen Hals
 Hautenge bauschige dunkelblaue Krawatte
 Eintöniger Vorraum des lachenden Risses
 Weiße Oliven der Christenheit
 Warum sollte ich warten vor einer verschlossenen Tür
 Flehend und zagend ein glutheiβes Violoncello
 Habt Kinder
 Durchtränkt euer Zahnfleisch mit seltenen Essigessenzen
 Das zarteste Weiß besitzt eine schwärzliche Tönung
 Euer Penis ist zarter
 Als das Gesicht einer Jungfrau
 Entnervender als das Mitleid
 Ein federfuchsendes Werkzeug unglaublichen Durcheinanders
 Auf Wiederseh'n lebwohl es ist aus good-bye
 Das Verlangen mit seinem grandiosen Erblüh'n ist versiegt
 Zurückkehren werden
 Ungestümer und heftiger
 Jene malvenfarb'nen Bonbons mit den frömmelnden
 Drängenden und tetanischen Ohnmachten
 Die hitzigen Alpträume des Nachmittags
 Ohne dich

Schlaflose Nacht in einer Zelle aus Bergkristall

Unsichtbar sein und von Ihnen geliebt
Ein nächtlicher Raubvogel
Schwebe ich hinter der Regentür
Einsam und wild
Schwer
Vor qualligem orientalischem Leid

Rot von Ihrem Geruch hineinlaufen
In das phosphoreszierende Spiel der Wellen
Nackt rothaarig und voller Tentakel
Am Ruf der kleinen Flöte hängend
Blütenblatt

Mein Schamhügel hebt sich
Ruhige ruhige Dünung
Ich Unglücksvogel
Der Mond zerbricht das hinabgesunkene Bild
Noch bevor auf dem rosafarbenen Sand
Ihr Kopf sich zum Sterben niederzulegen vermag

Unsichtbar sein und von Ihnen geliebt
Ein paar Meilen außerhalb von Atlantis
Auf dem offenen Meer meiner Träume



Joyman Jinkler

Die Sonne im Steinbock

Drei Tage Ruhe
Warum nicht das Grab
Ich erstickte in deinem Mund
Das Warten verunstaltet das nächste Morgengrauen
Und die langen Stunden der Treppe
Riechen nach Gas
Bäuchlings wart' ich auf morgen
Ich seh' deine Haut aufschimmern
In der großen Schneise der Nacht
Das langsame Sichwiegen eines schönen Mondscheins
Auf dem inneren Meere meines Geschlechts
Staub auf Staub
Hammer auf Matratze
Sonne auf bleierner Trommel
Deine Hand donnert Gleichgültigkeit stets lächelnd
Grausam gekleidet der Leere zugeneigt
Sagst du nein und das kleinste Ding das ein Frauenleib birgt
Unterwirft sich
Künstliches Nizza
Unechter Duft der Stunde auf dem Kanapee
Wegen was für bleicher Giraffen
Hab' ich Byzanz verlassen
Die Einsamkeit stinkt
Ein Mondstein in ovalem Rahmen
Noch eine schlaflose Nacht mit steifen Gelenken
Noch ein Dolch der im Regen zuckt
Diamanten und Delirien der Erinnerung an morgen
Taftene Schweißausbrüche Strände ohne Schutzdach
Verrücktheit meines verirrtten Fleisches

Gedicht auf rosa Papier

Meine Leidenschaft in einen kleinen Stein gemeißelt
 Rollt allein und blind
 Zur
 Zahl
 Fünfzehn hin
 Entsetzlicher Diener deines entgegengesetzten Schenkels
 Entzieht mein Mund deinem Leib seinen Samen
 Meine Zunge propft Wildlinge
 Auf die Büste am Quai Voltaire
 Deiner Gewohnheit folgen
 Schlafen

Einfall der Barbaren
 Gießen wir den stoßweisen Samstagssamen
 Ins Kochgeschirr der zehnten Kammer
 Wischen wir die Gerechtigkeit von unseren Türchen
 Welches Wort ist falscher als das Wort grundlos

Die kriegerische Verliebte

Drei Jahre sagt die Gottesanbeterin
 Und wie ein langsam zur Hälfte geöffnetes Knopfloch
 Um sich nochmals in fröhlichem Spasmus zusammenzuziehen
 Lächelt sie
 Der gesponnene Faden rollt ab
 Und entblößt die Lenden der wiehernden
 Zärtlichkeit
 Drei Jahre des Bauens und einsamen Bespringens
 Es bleibt nur
 Das übergroße schartig gewordene Mobiliar
 Stolzes nutzloses Überbleibsel
 Des in sein Werk verbissenen männlichen Stummels
 Entgeht er den Fangarmen
 Der Liebhaberin
 So wie sie werd' ich den verschlingen der meinem Schoß
 Gewalt antut
 Mit seinem barbarischen
 Pulsieren
 So wie sie werd' ich langsam meinen Bruder zerbeißen
 Man muß zu warten versteh'n sich zu rächen wissen
 Den Insekten nacheifern um zu gefallen

Das Trockendock der Abwesenheit

Befremdliche Krieger
 Geflecht von Tigern mit strotzenden Brüsten
 Und Freuden ohne Umschweife
 Ahnherr'n jener Feuersteine welche die Hauptstraßen säumen

Am Tage
 Wird alles Phallus
 Gefrorene Handschuh' senkrecht aufs Meer gestellt
 Elastische Brüste und lange goldene Ketten
 Alles kreist um die gesammelte Nacktheit
 Des Sterbenden
 Der zu seinem Fleisch nicht nein sagen kann

Es ist Zeit
 Platanen und Pfeiler
 Zu fällen
 Kleiderständer
 (Diese Schlagsäle der Wolle)
 Und alleinstehende Kinder
 Man muß die Missetat beschleunigen die im Raume kreist
 Man muß die Augen des Buches öffnen

Das Grauen gewinnt Gestalt auf deinem Bett
 Das Grauen mit den glasigen Hoden
 Und den schmutzgeweiteten Mündern
 Schlafen schlafen
 Auf der einsaitigen Geige des Teppichs
 So tot wie der Lichtschein des Mondes
 So flach wie die Stimme des Regens
 Man darf weinen über das Vorübersausen des Fallbeils
 Warum bin ich es immer die man als Zeugin wählt
 Rittlings auf dem Leben

Aus: Carré blanc. 1965



Der Schatten meines Wahns

Wenn ich Fleisch verzehre
 Wenn ich mit den Händen deine Augenlider zerfetze
 Wenn ich das Hirn verspeise meines besiegt Feindes
 Wenn ich meinen Schamberg mit Ratten vermine die faule
 Zähne haben
 So nicht um Rache zu nehmen
 Mein Fluß fließt unbehindert
 Meine Schmiede von blinden Handwerkern übervölkert
 Blies unlängst nur um besser deine Leidenschaft zu schüren
 Meine Träume zitterten nur in den Augen der Krokodile
 Die Liebe ist der verschlossene Ausweg aus der Hostie

Dem Boden entrissen
 Mit Dreck beschmiert und immerfort
 Gestikulierend
 Werden meine Feinde mein Feind mein Geliebter
 Bald festlich gestimmt
 Auf dem Grabe meines in Leichentücher gehüllten Unterleibs
 tanzen
 Ein Steg aus Brettern
 Eine Palisade aus Baumstämmen
 Ein Wald ein riesiges Ei
 Ein Baum
 Ein Mast mit schweren Segeln die tiefer hängen
 Als der von vorn betrachtete Horizont wenn der Mond
 sich nicht länger beherrscht
 Alles stürzt
 Ein Monat ein bloßer Monat trennt mich von diesem anderen
 Grün
 Mein Haß zerteilt sich zu Schluchzern zu winzigen Tröpfchen
 Blut
 Und wenn ich Augenhöhlen bohre in den Samenapfel
 Deines Fleisches
 Wenn ich mich räche indem ich den Fisch-Vogel schnappe
 Der noch jungfräulich ist in seiner Schale

Wenn ich mein Lager beflecke
 Wenn ich deinen Namen brülle zwischen meinen Kiefern
 hindurch die auf immer versiegelt sind
 Vom Vergessen
 So deshalb weil ich fühle wie dein Sperma in meine Nasen-
 löcher strömt die noch offen gehalten werden
 Von den treibenden Kräften der langen Nacht
 Werde ich aus dem Schlaf hochfahren
 Zu spät
 Ich habe in dreißig rasenden Nächten dein Leben getrunken
 Keiner kann das Böse bezwingen das er im Traume tut
 Wie viele Tränen in meiner tiefschwarzen Nacht

Phallen und Mumien

Ich bin der parallelen Route gefolgt
 Hinter den Tüll der Finsternis
 Zwischen den Schenkeln meiner Ahnen
 Züngelt die hebräische Sprache
 Die Kunst beginnt wo die Begierde endet
 Matt und schmutzig
 Völlig erschöpft
 Ein silberner Balken in Schnauzenfeldern
 Bin ich in meiner Haut krepirt
 Wie eine bläuliche Schwellung im Dreck
 Saturn benutzt seinen Stachel
 Um seine EBlust anzuregen
 Der Tod kann notwendig sein
 Für die andern
 Ich hasse die Satten
 Die Unschöpferischen die Wohlhabenden
 Ein Toter folgt dem andern ohne sein Gesicht zu kennen
 Eine Frau überquert die Eisenbahnschienen
 Blutig blutig blutüberströmt
 Niemand sieht sie niemand im
 Aufzug
 Das unerträgliche Gelb der Stimme eines Kanarienvogels
 Ein Gemisch aus Arsen und Klebstoff
 Verbindet die Rippen mit den Gitterstäben und läßt
 Dem Vogel keinerlei Raum
 Alles zerschlagen
 Das Bild des väterlichen Penis zertrümmern
 Der sich wie eine Schlange in eine Vase Gallés einrollt
 Ihren Kopf zertreten unter stählernem Absatz
 (Ein verschwomm'nes Gefühl von Wiederkehr
 Quäkt in der Schlucht
 Nicht beachten)

Lachen muß man wenn man die Treppenstufen im alten Hause
 emporsteigt
 Den Akteuren den Bauch aufschlitzen die ihr bigottes Zeug
 herbeten
 Die Hektiker hassen die Sitzenden niedermetzeln
 Die Toten die in ihren Exkrementen eingenickt sind mit der
 Wurzel ausreißen
 Verschlucken ausspucken
 Vergessen verfluchen
 Das blökende Fleisch
 Fettig wie ein ungemachtes Bett
 Kauen muß man ejakulieren
 Die Öffnungen zustopfen
 Das Jungfernhäutchen wieder zusammenflicken
 Der Tod ist ein Trommelhalter
 Ein Seifenkraut-Ei ein Bürzel
 Man muß dem Geschwür auf dem göttlichen Antlitz die Luft
 ablassen
 Dies Antlitz vernichten
 Pinkelt ihr Springbrunnen
 Das Winterschlafleben der Gletscher läßt eure steinernen Vliese
 schwellen
 Eure Kitzler blättern
 Wie in den frischen Sand gesteckte Krokodile
 Tod den Schlaffen
 Tod den Kletterranken
 Nieder mit den Stammgästen des Uterus
 Nieder mit den stehenden Einsamen
 Heftpflaster klebt auf der Wunde der Rebe
 Und es gibt eine Route parallel zu der
 Die nicht mehr
 Existiert

Aus: Faire signe au machiniste. 1977

Aus dem Französischen von Heribert Becker

Frühe Ekstasen

In diesem stillen, heißen Monat Juli, an einem Nachmittag, wo die Erregung eines Gewitters droht, schleicht sich ihr Bruder in ihr Zimmer und wirft sie aufs Bett. Mit einem starren Gesicht und unheimlicher Schweigsamkeit knöpft er sich seine Hose auf und zeigt ihr das langgewordene Objekt zwischen seinen Beinen. Sie wird von Neugier und Angst geplagt. Sie weiß, was er tun will. Aber sie verachtet ihn. Er ist in ihren Augen nichts als ein dummer Junge von sechzehn Jahren. Sie wehrt sich mit aller Kraft gegen ihn, aber er ist stärker als sie, und sie kann sich nicht mehr befreien. Sie verachtet ihn, weil er zu jung ist. Er wirft sich über sie und bohrt sein „Messer“ (wie sie es nennt) in ihre „Wunde“. Er lastet schwer atmend auf ihrem kleinen Körper. Er hebt sich und senkt sich in schnellem Rhythmus. Sie empfindet einen stechenden Schmerz und sonst nichts. Sie ist beschämt und enttäuscht. Ihre nächtliche Hingabe an den dunklen Kreis der Männer um ihr Bett ist erregend und wollüstig genug, um auf diese armselige Wirklichkeit, die von ihrem Bruder kommt, zu verzichten. Nach einer Weile, die ihr lang vorkommt, wälzt er sich von dem Bett herunter und geht stumm hinaus. Nach einer Weile kommt er wieder herein. Sein Gesicht ist wütend und rot: „Wenn du Mutter etwas davon sagst, schlage ich dich tot.“
 Sie blickt ihn wortlos und verächtlich an. Sie ist beleidigt und wütend.
 Das Erlebnis macht Bruder und Schwester zu Todfeinden.

Sie hat Lust, ihren Bruder zu ermorden. Nur weil er stärker als sie war, hat er erreicht, was er wollte. Sie wünscht ihm alles Üble. Sie wird darüber träumen, wie sie ihn zu Tode martert.

Manchesmal, wenn Franz zu Besuch kommt, bringt er sie so zum Lachen, daß sie Pipi in die Hosen macht. Der Hund, angezogen von dem Geruch, steckt den Kopf zwischen ihre Beine. Das bringt sie auf eine neue Idee. Sie steigt hinunter in den Keller, geht in den Hundestall und legt sich mit ausgebreiteten Beinen auf den kalten Zementboden. Die Kälte steigert noch ihre Wollust, während der Hund sie zwischen den Beinen zu lecken beginnt. Sie gerät in Ekstase und wölbt ihren Bauch der geduldigen Zunge entgegen.

Ihr Rücken schmerzt sie auf dem harten Stein. Sie liebt es, Schmerzen zu haben, wenn sie die Wollust erleidet. Die Erregung ist groß, gesteigert noch durch die Möglichkeit, daß in jedem Augenblick jemand kommen kann, um sie zu beobachten. Sie hört die Sekretärin ihres Vaters, die im Nebenraum auf der Schreibmaschine tippt. Während sie sich stundenlang der Zunge des Hundes hingibt, hat oben ihr Bruder eine neue Entdeckung gemacht. Er sitzt vor dem Toilettentisch seiner Mutter und betätigt sich mit dem elektrischen Massageapparat, den die Mutter zu ihrer Schönheitspflege benutzt. Dieser Apparat erzeugt Vibrierungen, dort, wo man ihn am Körper ansetzt. Die Mutter benützt ihn für Gesichtsmassagen, der Sohn steckt ihn in seine offene Hose hinein. Als sie geschwächt und schwindlig aus dem Keller hinaufkommt, beobachtet sie, wie der Bruder mit zurückgeworfenem Kopf und geschlossenen Augen seinen Samen verliert. Der Himmel hat sich verdunkelt. Es droht ein Gewitter. Die Atmosphäre ist erregt. Die Erwachsenen kümmern sich nicht um die beiden Kinder, die nichts anderes im Kopf haben, als immer wieder dieses unbeschreibliche, starke Gefühl zu erleben.

Zwei Freunde ihres Bruders verbergen sich in eine dunkle, lange Kanalisationsröhre auf einer Baustelle der Straße und onanieren während des Gewitters. Sie geht in die Bibliothek ihres Vaters und vertieft sich in die obszönen Darstellungen der „Sittengeschichte“ von Fuchs. Zugleich nimmt sie ihrem Vater übel, daß er solche Bücher besitzt. Sie möchte einen edlen, gottähnlichen Vater. Sie hat sich mit dem Buch in eine Ecke hinter dem großen Ledersessel versteckt und onaniert beim Betrachten der Bilder. Sie kann an nichts anderes mehr denken. Aber das zu oft empfundene Gefühl der Wollust läßt eine bedrückende Leere zurück. Sie sucht nach einer wirklichen Ergänzung und findet

keine. Alles ist falsch. Alle Kinder ihres Alters machen die ähnlichen Erfahrungen. Die kleinen Mädchen, die sie kennt, stecken sich Bleistifte, Mohrrüben und Kerzen zwischen die Beine, sie reiben sich an scharfen Tischkanten, sie rutschen unruhig auf ihren Stühlen hin und her.

Und alle, so jung sie sind, ahnen, daß das Heil und die Heilung ihrer frühen Leiden nur vom Mann kommen kann. Aber keine von ihnen kennt einen Mann, der sie in seine Arme nehmen würde. Sie sind noch zu klein. Sie genießen sich nicht voneinander. Sie teilen sich maßlos geschwätzig ihre körperlichen Erfahrungen mit. Sie erkennen enttäuscht, daß die Freundinnen nicht klüger sind als sie selbst. Sie drehen sich hilflos im Kreise und beginnen von späteren Jahren zu träumen. Sie träumt von Gewalt, die ein dunkler Mann an ihr verübt. Mit der ganzen Kraft ihrer Phantasie sehnt sie sich nach einem wilden, mörderischen Mann. Wenn sie nachts in ihrem Zimmer liegt, stellt sie sich einen schwarzen, von Diamanten blitzenden Saal vor, der von flackernden Fackeln erleuchtet wird. Die schwarze Farbe, die unheimlichste Farbe, die sie kennt, beherrscht das Bild. Sie befindet sich auf einem schwarzen, kalten Marmorblock mit scharfen Kanten. Ihre Entführer haben sie gefesselt. Sie ist nackt. Sie zittert vor Kälte und Erregung. Die düsteren Feuer der Fackeln spiegeln sich in den schwarzen Marmorwänden. Die Kanten ihres Marterbettes schneiden sie in den Rücken. Der Kreis von schwarz gekleideten Männern erscheint und schließt sich um sie. Glühende Augen blicken sie durch die Löcher von abscheulichen Masken an. Manche von ihnen tragen glänzende Helme. Sie reißen ihre Masken herunter, und sie sieht die wilden Gesichter von Arabern, Chinesen, Negern und Indianern. Sie zieht die farbigen Männer den weißen vor. Kein einziger von ihnen ähnelt einem Mann, den sie kennt. Sie sind wortlos und fast bewegungslos. Sie fürchtet sich vor ihnen. Diese Furcht ist sehr wichtig für sie. Sie liebt die Angst und den Schrecken. Sie fühlt sich unendlich geehrt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit dieser Männer zu sein. Jeder Mann ist bewaffnet. Sie sind gekommen, um sie zu töten. Das ist eine große Ehre für sie. Sie sind Könige, Fürsten und Prinzen. Ein ohrenbetäubendes Orgelspiel erklingt. Eine drohende und wehklagende Musik. Das ist Kapitän Nemo, der die Orgel spielt. Sie zerrt an ihren Fesseln, damit sie sich tief in ihr Fleisch einschneiden. Ihre Einbildungskraft ist so groß, daß sie Schmerzen empfindet. Nicht immer erlebt sie diese Szene bis zu ihrem Tod, der durch tausend langsame und hinausgezögerte Messerstiche erfolgt. Es

ist ihr verboten, zu schreien oder das Gesicht zu verändern. Ein Messer bohrt sich langsam in ihre „Wunde“ und wird zur heißen, beweglichen Zunge des Hundes. Während sie die Wollust erleidet, schneidet ein Indianer ihr langsam die Kehle durch. Nur in der Dunkelheit, wenn sie allein ist, kann sie sich diese Szenen vorstellen. Kein Retter ist da. Sie erleidet den Tod in jeder Nacht von neuem.

Am Tage hat sie ihre Pflichten in der Schule zu erfüllen. Es gibt einen Lehrer, den sie liebt und der sie den anderen Mädchen in der Klasse vorzieht, weil sie die besten Aufsätze schreibt. Alle Mädchen sind deswegen eifersüchtig auf sie.

Mit wohlklingender Stimme liest er den Mädchen lyrische oder dramatische Gedichte vor. Es geht das Gerücht um, daß er Schauspieler war, bevor er Lehrer wurde. Er trägt eine Mähne von blondem, schon ergrauendem Haar, eine gebogene Nase und grüne, leuchtende Katzenaugen. Er zieht sich elegant an und hat eine sonderbare Art, die Worte zu dehnen und das R zu rollen. Das gibt ihm den Anschein eines Ausländers, und alles Fremdartige begeistert die kleinen Mädchen. Sie ist wie viele andere Mädchen in der Klasse in ihn verliebt. Er überrascht sie manchmal dabei, wie ihre Blicke in offener Zärtlichkeit auf ihm ruhen. Er ist verheiratet. Seine Frau ist eine ehemalige Schülerin von ihm. Sie holt ihn mittags von der Schule ab. Mit der Zeit wird ihr Bauch dick und schiebt sich auf eine erschreckende Weise nach vorne. Die Mädchen wissen, daß sie ein Kind erwartet, und können ihre Blicke nicht mehr von der Hose des Lehrers abwenden. Sie sind fasziniert von der Tatsache, daß ihr verehrter Lehrer, der bisher zu den auserwählten und überirdischen Wesen zählte, sich seiner Frau genähert hat, um ihr ein Kind zu machen, nicht anders wie ihre eigenen Väter. Sie nehmen ihm das übel. Er stürzt von seiner Gottähnlichkeit jäh herab und wird banal. Sie nehmen es ihm übel, daß er allen anderen Männern gleicht. In ihren feindlichen Gesprächen stürzen sie ihn von seinem Thron, auf den sie ihn erhoben hatten, und zerren ihn in den Schmutz ihrer heimlichen Gespräche. Sie beschimpfen ihn unter sich und geben ihm obszöne Namen. Wenn er ihnen während des Unterrichts Fragen stellt, verspotten sie ihn und geben ihm freche und unmögliche Antworten. Es liegt wie ein Fluch über der Klasse. Die Atmosphäre ist erstikend geworden. Der Charme ist gebrochen. Er gerät in Zorn, und er ist zugleich geniert, weil er ahnt, warum die Mädchen sich so geändert haben. Er gibt ihnen lange Strafarbeiten auf und läßt sie nachsitzen. Er liest ihnen keine Gedichte mehr vor,



sondern übt mit ihnen die verhaßte Grammatik. Er ist beschämt und verletzt wegen der „Unreinheit“ der kindlichen Gedanken, wie er es nennt.

Wie erlöst sind die Kinder, als die Frau des Lehrers eines Tages wieder schlank und lieblich vor der Schule steht. Sie schiebt einen Kinderwagen vor sich her. Alle Mädchen wollen das Baby streicheln. Durch das neue kleine Wesen fühlen sie sich wie befreit von den zu schweren Problemen der Erwachsenen, die noch nicht die ihren sind, die sie aber auf Schritt und Tritt streifen. Langsam erhebt er sich wieder über seine Schülerinnen in seiner alten Größe. Alles ist gut.

Aber der Frieden dauert nicht lange. An einem Mittag im Sommer, als sie mit ihrer Freundin von der Schule nach Hause kommt – die Straßen sind leer um die Mittagszeit –, begegnen sie dem Mann auf dem Fahrrad. Eine schreckliche, abstoßende Nacktheit strahlt blendend und erschütternd von seiner offenen Hose den Kindern entgegen. Er ruft sie zu sich heran und fordert sie auf, das monströse Objekt, das ihnen in der Länge von mindestens einem halben Meter erscheint, zu berühren. In tödlichem Schrecken fassen sie sich an den Händen und rennen mit aller Kraft nach Hause. Als klebten ihre Füße mit Leim am Boden fest, haben sie den traumhaften, beängstigenden Eindruck, nicht von der Stelle zu kommen. Überzeugt davon, daß das nackte Objekt immer größer und länger wird und ihnen folgt, stürzen sie sich mit ihrer letzten Kraft ins Haus und schlagen die Tür hinter sich zu. Sie laufen in das Arbeitszimmer des Vaters, der friedlich dabei ist, seiner Sekretärin einen Brief zu diktieren. Sie erzählen ihm mit ungeschickten Worten den Vorfall. Der Vater fragt, ob dieser Mann nicht vielleicht nur Pipi auf der Straße machen wollte. Aber als sie ihm erzählen, daß der Mann auf dem Fahrrad sie aufgefordert hat, das schreckliche Ding zu berühren, ruft er die Polizei an. Die Polizei will genau wissen, wie der Mann aussieht, aber die Kinder können sich an nichts erinnern, an nichts außer an das Ding zwischen seinen Beinen.

Oben in ihrem Zimmer läuft sie zum Fenster und guckt hinaus. Der Mann ist verschwunden, die Straße leer. Wieder mutig geworden, in der Sicherheit des Hauses, sagt die Freundin: „Wenn er jetzt draußen wäre, ich würde hingehen und das Ding anfassen.“ Und sie werden beide von einem langen, hysterischen Gelächter gequält. Ihre erregte Phantasie malt sich die unglaublichsten Sachen aus, die geschehen könnten, wäre der Mann mit dem Fahrrad jetzt draußen auf der Straße. Jetzt, wo

der erste Schock überwunden ist, hätte er ein leichtes Spiel mit den Kindern, aber er ahnt nichts von seiner Chance. Er ist unterwegs nach neuen Opfern, die zu erschrecken und zu schockieren ihm Befriedigung bereitet. „Er hätte uns vielleicht ermordet und im Grunewald vergraben, wenn wir gemacht hätten, was er von uns wollte“, sagt sie nachdenklich.

„Ich wollte, er wäre jetzt draußen. Ich würde hingehen und das Ding anfassen“, sagt die Freundin noch einmal. „Nicht der Mörder, sondern das Opfer ist schuld.“ (Diesen Satz prägte ein bekannter Berliner Strafverteidiger in einem berühmten Sittlichkeits-Prozeß der zwanziger Jahre.)

Man ist umgeben von Gefahren. Das wissen sie beide. Aber diese Gefahren versprechen ihnen eine perverse Verlockung – wie eine Erlösung vom täglichen Einerlei, vor der gähnenden Langeweile.

Aus: *Dunkler Frühling*. 1970

Leonora Carrington

Geboren 1917 in Lancashire/England. Die Familie gehört zur englischen *upper class*, doch Leonora rebelliert schon früh gegen dieses Milieu und wird mehrmals der Schule verwiesen. 1934 präsentiert man sie als Debütantin bei Hofe. Zwei Jahre darauf setzt das „mißratene“ Mädchen bei ihren Eltern durch, daß sie in London Malerei studieren darf. Dort lernt sie 1937 Max Ernst kennen und folgt ihm nach Paris, wo sie sich der Surrealistengruppe anschließt. 1938 und 1939 publiziert „eine der schönsten Frauen, die ich jemals gesehen [habe]“ (Jimmy Ernst) ihre ersten Erzählungen und siedelt dann mit Ernst nach Saint-Martin d’Ardèche in Südfrankreich über. Als Ernst nach Ausbruch des Krieges als potentieller Nazi-Agent (!) mehrfach verhaftet und interniert wird, erleidet Leonora einen psychischen Zusammenbruch und flieht im Sommer 1940 kopflos nach Spanien, wo ihr einflußreicher Vater sie in eine psychiatrische Klinik verbringen läßt. (1944 veröffentlicht sie unter dem Titel „Down below“ [Unten] einen Bericht über diese für sie grauenvolle Erfahrung.) Halbwegs gesundet, geht sie Anfang 1941 nach Lissabon und reist im Sommer dieses Jahres per Schiff nach New York weiter, wo sie zahlreiche andere exilierte Surrealisten (u. a. Max Ernst, der inzwischen verheiratet ist) wiedertrifft, an deren Aktivitäten sie sich erneut beteiligt. Anfang 1942 läßt sie sich jedoch in México-Stadt nieder, wo sie ebenfalls auf eine Reihe exilierter Surrealisten trifft. Dort lebt sie seither, nur unterbrochen von längeren Aufenthalten in New York und Chicago, und wird von den Einheimischen längst als mexikanische Künstlerin betrachtet. – Carringtons malarisches und literarisches Werk (Erzählungen, Romane, Theaterstücke), das sich anfangs u. a. polemisch mit dem großbürgerlichen Milieu ihrer Kindheit beschäftigt und auch später der „Zivilisation“ eine Art „Wildnis“ entgegensetzt, in welcher die Grenze zwischen Menschen- und Tierwelt aufgehoben ist und worin häufig hexenartige, gegen ihre Väter revoltierende junge Frauen eine Hauptrolle spielen, nährt sich aus der Spiritualität und dem „Wunderbaren“ von – vorzugsweise keltischen – Märchen und Mythen, von esoterischen Überlieferungen und verschiedenen außereuropäischen Philosophien und Religionen. Es zielt nicht zuletzt darauf ab, die in Jahrhunderten patriarchalischer Dominanz verschütteten weiblichen Kräfte und Werte wieder sichtbar zu machen.

Bibliographie (engl., frz., span. – Auswahl): „La Maison de la peur“, Paris, 1938; „La Dame ovale“, Paris, 1939; „En bas“, Paris, 1945, 1973; „Une chemise de nuit de flanelle“, Paris, 1951; „El mundo mágico de los mayos“, México, 1964; „Le Cornet acoustique“, Paris, 1974; „The Oval Lady“, Santa Barbara/Cal., 1975; „La Porte de pierre“, Paris, 1976; „The Hearing Trumpet“, New York und London, 1977; „The Stone Door“, New York, 1977; „La Débutante. Contes et pièces“, Paris, 1978; „Pigeon vole“, Cognac, 1986; „The House of Fear“ (inkl. „Down below“), New York, 1988, Toronto, 1988; „The Seventh Horse and Other Tales“, New York, 1988, Toronto, 1988. – Deutsch sind erschienen: „Das Hörrohr“, Frankfurt/M., 1980; „Unten“, Frankfurt/M., 1981, 1994; „Die ovale Dame. Magische Erzählungen“, Frankfurt/M. / Paris, 1982, Frankfurt/M. / Berlin, 1986; „Ein Flanellnachthemd. Theaterstücke“, Frankfurt/M. / New York, 1985. – *Sekundärliteratur:* T. Spengler (Hg.): „L. C.“, Frankfurt/M., 1995; S. Schmid: „Loplops Geheimnis. Max Ernst und L. C. in Südfrankreich“, Köln, 1996.

Jana Krejcarová

Geboren 1928 als Tochter der Journalistin Milena Jesenská, einer Freundin Franz Kafkas, über die sie 1969 als Jana Ěerná ein Buch publiziert (deutsch: „Milena Jesenská“, Frankfurt/M., 1985), und des avantgardistischen Architekten Jaromír Krejcar, mit dem sie in ihrer Jugend eine inzestuöse Beziehung gehabt haben soll. Während ihre jüdische Mutter von den Nazis ermordet wird, überlebt die Halbjüdin Jana nicht zuletzt dank der Hilfe des großen tschechischen Surrealisten Karel Teige, der sie bei sich versteckt hält. Um 1950 gehört die nach Aussagen von Freunden hochintelligente, aber zu Mythomanie und Mystifikation neigende junge Frau zum Kreis der Prager Surrealisten. Die Kommunisten aber sperren sie wegen ihrer radikal rebellischen, „asozialen“ Lebensweise ins Gefängnis: Die Mutter von vier Kindern (die von verschiedenen Vätern stammen) lebt als zeitweilig Obdachlose „in unvorstellbarem Elend“ (J. Vodsed'álek). Damals entsteht, neben überaus „obszönen“ Texten, z. B. in dem Gedichtbändchen „In meines Vaters Gärtlein“ („Ich ficke nicht gern in der freien Natur / dabei kann ich die Beine nicht spreizen ...“), die autobiographisch gefärbte (stilistisch übrigens nicht ganz ausgefeilte) Erzählung „Clarissa“. Auch in späteren Jahren entstehen Prosawerke, daneben schreibt Krejcarová dem reinen Broterwerb dienende Bücher. Aus dem verstreuten Nachlaß wurde zuletzt das Bändchen „Clarissa. A jiné texty“ (Clarissa. Und andere Texte, Prag, 1990) publiziert. Jana Krejcarová stirbt 1981 bei einem Autounfall in der Bundesrepublik, wohin ihre Kinder 1968 emigriert waren.

Annie Le Brun

Geboren 1942 in Rennes. Schließt sich 1963 der Pariser Surrealistengruppe an. Veröffentlicht zunächst einige Lyrikbändchen: „Sur-le-champ“ (illustriert von Toyen, 1967), „Les pâles et fiévreux après-midi des villes“ (1972), „Tout près les nomades“ (1972), „Les Écureuils de l'orage“ (1974) und „Annuaire de lune“ (illustriert von Toyen, 1977). Nach der Auflösung der Surrealistengruppe (1969) unternimmt sie zusammen mit Toyen, Radovan Ivšić und anderen unter dem Label Éditions Maintenant eine neue Kollektivtätigkeit im Geiste des Surrealismus. 1977 veröffentlicht sie „Lâchez tout“, eine ätzende Streitschrift gegen eine bestimmte Art von militantem Feminismus; das Buch erscheint 1990 unter dem Titel „Vagit-prop“ zusammen mit anderen Texten zu diesem Thema in neuer Auflage. Nach „Les Châteaux de la subversion“ (1982), einer Untersuchung zum „roman noir“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts, und der Artikel- und Essaysammlung „À distance“ (1985) publiziert sie zwei umfangreiche Essays über den Marquis de Sade, „Soudain un bloc d'abîme, Sade“ (1986) und „Sade, aller et détours“ (1989); ferner realisiert sie, ebenfalls 1989, die erste Ausstellung über Sade (Katalog „Petits et grands théâtres du marquis de Sade“). Ihre Reflexion über die Poesie setzt sich fort in „Appel d'air“ (1988) und in „Qui vive. Considérations actuelles sur l'inactualité du surréalisme“ (1991), in „Perspective dépravée“ (1991) und in „Comme c'est petit un éléphant“ (1990), einer Studie zu Alfred Jarrys „Le Surmâle“. In der Debatte über „négritude“ und „créolité“ ergreift Annie Le Brun Partei „Pour Aimé Césaire“ (1994) und veröffentlicht dazu ferner „Statue cou coupé“ (1996). Zwei Jahre zuvor ist „Vingt mille lieues sous les mots, Raymond Roussel“ erschienen, eine umfangreiche Einführung in die Gesamtausgabe der Werke dieses Dichters, an der sie mitarbeitet. In „Les Assassins et leurs miroirs“ (1993) bezieht die Schriftstellerin Stellung zur Katastrophe in Ex-Jugoslawien, während der Band „De l'inanité de la littérature“ (1994) neuere kritische Texte enthält. Und schließlich erscheint 1996 ihre Monographie „Jean Benoît“ zur Arbeit dieses franko-kanadischen Künstlers. Annie Le Brun lebt in Paris.

Joyce Mansour

Geboren 1928 in Bowden/England als Kind sehr vermöglicher ägyptisch-britischer Eltern jüdischer Abstammung. Das Mädchen wird englisch erzogen, verbringt aber den größten Teil seiner Kindheit und Jugend in Ägypten. 1948, damals bereits Witwe, begegnet Joyce Mansour dem ägyptischen Surrealisten Georges Henein. 1949 Heirat mit Samir Mansour, danach längere Aufenthalte in Frankreich und Umstieg vom Englischen aufs Französische. 1954 erscheint in Paris der erste Gedichtband, „Cris“, der sogleich die Aufmerksamkeit der Pariser Surrealisten erregt. Ihm folgen im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte weitere Lyrik- und einige Erzählbände. 1955, im Vorfeld der Suez-Krise, emigrieren die Mansours aus Ägypten und lassen sich definitiv in Paris nieder. Auf Einladung André Bretons, mit dem sie fortan eine sehr enge Freundschaft verbindet, schließt sich Joyce Mansour der Pariser Surrealistengruppe an, an deren kollektiven Aktivitäten sie sich intensiv beteiligt. „Joyce war schön, eine der schönsten Frauen, die zu sehen mir beschieden war“ (Eugène Ionesco). Die Texte dieser orientalischen Schönheit, in denen gleichsam der Körper selbst zu Wort kommt, sind von einer archaischen, „todesfarbenen“ Erotik erfüllt: „Hier ist nichts, das nicht aus den dunkelsten Tiefen des Seins empordringt, in denen Liebe und Tod, Angst und Verlangen, Lust und Schmerz zu einer einzigen, alles verschlingenden Wirklichkeit verschmelzen (...)“ (Jean-Louis Bédouin). Nach dem Zerfall der Surrealistengruppe (1969) beteiligt sich die Dichterin eine Weile an den Unternehmungen einer Pariser Nachfolgefraktion um die Zeitschrift „Bulletin de Liaison Surréaliste“. Sie besitzt inzwischen eine eindrucksvolle Sammlung moderner und „primitiver“ Kunst und führt eine Art literarischen Salon, der Treffpunkt schöpferischer Geister aus aller Welt ist. 1986 stirbt „das kleine Tuberosenmädchen aus dem orientalischen Märchen“ (Breton) an Brustkrebs.

Bibliographie: Lyrik: „Cris“, 1954; „Déchirures“, 1955; „Rapaces“, 1960; „Carré blanc“, 1965; „Les Damnations“, 1967; „Phallus et momies“, 1969; „Faire signe au machiniste“, 1977; „Trous noirs“, 1986; u. a. – Erzählbände: „Jules César“, 1956; „Les Gisants satisfaits“, 1958; „Ça“, 1970; „Histoires nocives“, 1973. – Theater: „Le Bleu des fonds“, 1968. – Gesamtwerk (posthum): „Prose et poésie, œuvre complète“, Arles (Actes Sud), 1991.

Unica Zürn

Geboren 1916 in Berlin-Grunewald, wo sie nach eigener Aussage eine glückliche Kindheit verbringt. Bis 1942 (Heirat) als Archivistin und Dramaturgin bei der Ufa tätig. Publiziert nach der Scheidung ihrer Ehe (1949) Kurzgeschichten in schweizerischen und deutschen Zeitungen. 1953 begegnet sie in Berlin dem surrealistischen Zeichner Hans Bellmer, der sie mit nach Paris nimmt, wo er mit ihr lebt und sie in den Kreis der Surrealisten einführt. Auf Anregung Bellmers beginnt sie, Anagramme zu verfassen; Bellmer und Henri Michaux ermuntern sie ferner zum automatischen Zeichnen (von 1953 an mehrere Einzelausstellungen in Paris und in verschiedenen deutschen Städten, 1959 / 1960 Beteiligung an der Internationalen Surrealismus-Ausstellung [„EROS“] in Paris). 1957 erste Symptome von Schizophrenie. In den letzten acht Jahren ihres Lebens wird Unica Zürn mehrfach in psychiatrischen Kliniken (Berlin, Paris, La Rochelle u. a.) interniert. Diese Art „schwindelerregender Abstieg in uns selbst“ (Breton) ist für sie „faszinierend und reich an Poesie“, aber zugleich auch – und das vor allem – eine immer schwerer zu ertragende Qual. 1970 scheidet sie in Paris freiwillig aus dem Leben. – Ihre „Eindrücke aus einer Geisteskrankheit“ hat Unica Zürn in dem 1962 - 1966 entstandenen autobiographischen Roman „Der Mann im Jasmin“ festgehalten. Ihre zahlreichen Anagrammgedichte sind in den „gesunden“ Perioden zwischen den Krisen ihrer Krankheit entstanden. Ende der sechziger Jahre entsteht der Prosatext „Dunkler Frühling“, worin Zürn von ihrer Berliner Kindheit erzählt. „Von ihrem gesamten Werk“, schreibt Michel Carassou, „sind es die Federzeichnungen, die am intensivsten ihre Obsessionen und die Tragik ihrer Existenz zum Ausdruck bringen.“ Diese Zeichnungen sind zum Zeitpunkt der Drucklegung des vorliegenden Buches in einer Berliner Ausstellung zu sehen.

Bibliographie: „Hexentexte“, Berlin, 1954; „Oracles et spectacles“, Paris, 1967; „Dunkler Frühling“, Hamburg, 1969 (französisch: „Sombre printemps“, 1971); „Der Mann im Jasmin“ [u. a. Texte], Frankfurt/M. / Berlin / Wien, 1977, Berlin, 1992 (französisch: „L'Homme-jasmin“, bereits 1971); „Im Staub des Lebens“, Berlin, 1980; „Das Weiße mit dem roten Punkt“, Berlin, 1981; „Approche d'Unica Zürn“, Paris, 1981; „Das Haus der Krankheiten“, Berlin, 1986; „Orakel und Spektakel“, Berlin, 1997. – Gesamtausgabe: bislang 5 Bde.; hg. von Günter Bose und Erich Brinkmann, Berlin (Brinkmann & Bose), 1988 ff. (Bd. 1: Anagramme, 1988; Bd. 2: Prosa 1, 1989; Bd. 3: Prosa 2, 1991; Bd. 4: Prosa 3 (2 Teile), 1991, 1996; Bd. 5: Aufzeichnungen, 1989).

Heribert Becker

© EDITION MALDOROR, Berlin, 1998

Herausgeber: Maximilian Barck

Auswahl der Texte: Maximilian Barck und Heribert Becker

Photo-Radierungen nach Zeichnungen von: Woldemar Winkler

Druck der Photo-Radierungen: Jörg Lehmann

Einbandprägung nach der Zeichnung

„Die Leidenschaft ist die Vernunft“ von: Woldemar Winkler

Layout und Typographie (gesetzt in der Stone Sans): Rainer Tschernay

Druck: Klaus Regel

Buchbindung: Markus Rottmann

Radierungen und Texte sind auf Zerkall-Bütten, Alt Bern, 150 g/qm, gedruckt.

Auflage: 33 arabisch numerierte Exemplare
mit einer beigelegten Farb-Photo-Radierung
von Woldemar Winkler (Variante B).

33 römisch numerierte Exemplare
mit einer beigelegten Farb-Photo-Radierung
von Woldemar Winkler (Variante A).

Außerhalb dieser Auflage erscheinen separat 33 als „hc“
ausgewiesene und mit einer beigelegten Farb-Photo-Radierung
von Woldemar Winkler (Variante C) versehene Exemplare, die
nur für Mitglieder und Freunde des „Kunstverein HERZATTACKE
e. V.“ bestimmt sind.

